

Streifzüge

Nummer 41 / November 2007

5,- Euro



Unsagbares von Eske Bockelmann * Unveröffentlichtes von André Gorz * Unvermessenes von Julian Bierwirth * Unkontrolliertes von Erich Ribolits * Unerhörtes von Maria Wölflingseder * Unverdauliches von Lorenz Glatz * Unpopuläres von Franz Schandl * Unerschöpfliches von Meinhard Creydt * Unersättliche Begierden: Abos, Trafos, Kuba-Rum, Vanillekipferl, Sex

IMPRESSUM

ISSN 1813-3312

MEDIENINHABER UND HERAUSGEBER

Kritischer Kreis – Verein für
gesellschaftliche Transformationskunde,
Margaretenstraße 71-73/23, 1050 Wien.
E-Mail: streifzuege@chello.at
Website: www.streifzuege.org

DRUCK

H. Schmitz, Leystraße 43, 1200 Wien
Auflage: 1.500

COPYLEFT

Alle Artikel der *Streifzüge* unterliegen,
sofern nicht anders gekennzeichnet,
dem Copyleft-Prinzip: Sie dürfen frei
verwendet, kopiert und weiterverbreitet
werden unter Angabe von Autor/in,
Titel und Quelle des Originals sowie
Erhalt des Copylefts.

OFFENLEGUNG

Der Medieninhaber ist zu 100 Prozent
Eigentümer der *Streifzüge* und an
keinem anderen Medienunternehmen
beteiligt.

Grundlegende Richtung: Kritik und
Perspektive.

REDAKTION

(zugleich Mitglieder des Leitungsorgans
des Medieninhabers) Christoph Adam,
Andreas Exner, Lorenz Glatz,
Franz Schandl, Martin Scheuringer
und Maria Wölflingseder.

Umschlaggestaltung: Pichl Peter.

KONTEN

Konto für Österreich: Kritischer Kreis,
PSK, BLZ 60000
Kontonummer 93 038 948

Konto für Deutschland: Franz Schandl,
Postbank Nürnberg, BLZ 760 100 85
Kontonummer 405 952 854

Konto für Abos in anderen EU-Staaten:
Verein Kritischer Kreis,
BIC: OPSKATWW
IBAN: AT87 60000 00093038948

ABONNEMENTS

Aborichtpreise für 3 Hefte pro Jahr:
1 Jahr 14 Euro, 2 Jahre 26 Euro,
3 Jahre 36 Euro.

Erstbeziehende bitten wir um
schriftliche Bestellung, da seitens des
grandiosen Bankservices den Kontoaus-
zügen nicht immer die vollständige
Adresse zu entnehmen ist.

Nachbestellende bitten wir um die
Anführung der Postleitzahl.

Das Abo endet, wenn es nicht durch
Einzahlung verlängert wird.

INHALTSVERZEICHNIS

Eske Bockelmann: Kafka (1. Teil)	3
Über den Horizont unserer Handlungen – Aus den nachgelassenen Briefen des André Gorz	9
Julian Bierwirth: Widerspruch und Praxis – Das Grundeinkommen und die emanzipatorische Linke	15
Lorenz Glatz: Lifelong Guidance	17
Erich Ribolits: Die sanfte Art, Menschen zum Funktionieren zu bringen	20
Lorenz Glatz: <i>Ein Leben in einer Welt</i> – Wie Kritik wirksam werden kann (2. Teil)	26
Franz Schandl: Unpopuläres zum Populismus – 2. Teil: Formkriterien populistischer Anmache	30
Meinhard Creydt: Demokratie als Form (1. Teil)	33
Franz Schandl: Ausgelitten – Florian Felix Weyh therapiert die Demokratie zu Tode	40
Kolumnen	
Immaterial World von Stefan Meretz	14
Dead Men Working von Maria Wölflingseder	24
Rückkopplungen von Roger Behrens	29
Rubrik 2000 abwärts	
Franz Schandl (F.S.)	6
Christoph Wendler (Ch.W.)	27
Martin Scheuringer (M.Sch.)	28
Hedwig Seyr (H.S.)	35
Lorenz Glatz (L.G.)	36

E-Mail-Container

Auch die *Streifzüge* verfügen über eine Art Newsletter, ge-
nannt E-Mail-Container. Zur Zeit sind darin allerdings
nur 170 Menschen befangen, was doch verhältnismäßig wenig
ist, vor allem, wenn man bedenkt, dass wir fast doppelt so viele
Abos haben. Also, wer Lust hat, gelegentlich von uns belästigt
zu werden, der teile uns das bitte mit. Eine E-Mail mit dem
Betreff „E-Mail-Container“ an streifzuege@chello.at reicht.

Kafka

von Eske Bockelmann

Die Kunst des Satzes

Kafka hat drei Romane geschrieben – und ist doch kein Romancier. Ja, ich möchte behaupten, er ist kein Literat, kein Schriftsteller. Natürlich, Kafka hat seinen Namen und ist jedem ein Begriff, eben weil er geschrieben hat, und dies Schreiben zumal hatte große, einzigartige Bedeutung in seinem Leben. Dennoch, man überlege nur einmal, wer ihm von wirklich *sämtlichen* Schriftstellern irgendwie passend an die Seite zu stellen wäre. Da gibt es keinen, nicht Proust, nicht Shakespeare, nicht Poe, nicht Dostojewski, weder Büchner noch Beckett. Neben Goethe lässt sich ein Schiller postieren, auch wenn es Nietzsche zu Recht erbot hat, wie man beide in einem Atemzug nennen mag. Neben Kafkas Namen aber hält sich einfach niemand. Und nicht etwa deshalb, weil andere nicht vergleichbar *gut* geschrieben hätten, denn es gibt genug, ich habe solche Namen genannt, die vermochten, mit einem Wort, unübertrefflich zu schreiben. Nur, bei Kafka geht es nicht um mehr oder weniger gut, um mehr oder weniger vortrefflich, bei ihm hat man von Vollkommenheit zu sprechen: Bei ihm hat man zu sprechen von einer Vollkommenheit, die *anderer Natur* ist als die Kunst literarischen Schreibens.

Kafka selbst hat davon wohl gewusst. Er notiert einmal ganz für sich: Wenn er nur wahllos einen Satz hinschreibe wie „Er schaute aus dem Fenster“, *so sei er schon vollkommen* (9, 27)*. Und er hat Recht, jenseits aller Eitelkeit, zu der Kafka nun wirklich nicht neigte. Nein, gegen einen großen inneren Widerstand, eine solche Gabe an sich selbst zu erkennen, entgeht ihm doch nicht die Vollkommenheit seines Schreibens – und nun: Wenn man wüsste, worin sie besteht!

„Er schaute aus dem Fenster“: Es ist ja nicht die Vollkommenheit des Satzes, nicht die eines gelungenen, kunstvollen, irgendwie idealen Satzbaus, und schon die wäre nicht gering zu achten, immerhin haben sich Schriftsteller heftig um sie bemüht. Flaubert etwa arbeitete systematisch daran, seine Sätze vollkommen auszutarieren, und wenn er einen ganzen Tag lang an einem einzigen sitzen sollte. Seinem literarischen Zögling Maupassant hat er regelmäßig zur Hausaufgabe gemacht, alles mögliche, hier irgendeinen Gegenstand, dort vielleicht eine alte Frau, einmal einen Duft oder jetzt eine Frucht mit allem, was sie ausmachte, Form, Schwere, Farbe, ihrem Geschmack und ihrer Eigenart, wenn man sie in der Hand hielt, so in Sätze zu formen, dass das Gemeinte jeweils vollkommen präsent war, vollkommenen sprachlichen Ausdruck gefunden hätte. Aber weder diese Kunst der Vergegenwärtigung und treffenden Repräsentation ist spezifisch Kafkas Sache, noch ist es jene Kunst des Satzes – obwohl er sich auf beide versteht.

Nehmen wir dafür als Beispiel ein ganz kurzes Stück, 1913 abgedruckt in der ersten jener wenigen Buchveröffentlichungen, die Kafka schon zu Lebzeiten hatte:

Wunsch, Indianer zu werden

Wenn man doch ein Indianer wäre, gleich bereit, und auf dem rennenden Pferde, schief in der Luft, immer wieder kurz erzitterte über dem zitternden Boden, bis man die Sporen ließ, denn es gab keine Sporen, bis man die Zügel wegwarf, denn es gab keine Zügel, und kaum das Land vor sich als glatt gemähte Heide sah, schon ohne Pferdehals und Pferdekopf. (1, 30)

Ein einziger Satz – aber was für ein Satz! Wie genau erfährt man, empfindet und erkennt, ja spürt man den Wunsch, der hier dargestellt ist, nein, den Wunsch, der hier vollständig *da* ist, hier *in* diesem Satz! Ganz einfach beginnt er zunächst mit dem Optativ: „Wenn man doch ... wäre“. Aber *was* man da gerne wäre, wenn man den Wunsch hat, „ein Indianer“ zu sein, ist ja zunächst noch unklar. Doch Zug um Zug, in kurzen, sicheren Zügen wird es zur Wirklichkeit: „gleich bereit“ – so knapp, so *gleich bereit* ist es gesagt, wie es dasjenige *ist*, was diese Worte sagen sollen; dann das rennende Pferd, das „schief in der Luft“, worin mit

einem Wort das Rennen schon zu rasender Jagd wird, denn *schief* hat sich der Reiter gegen die andrängende Luft anzustemmen, weil es so rasend dahingeht; er erzittert und es zittert der Boden kurz ein jedes Mal, wenn das Pferd den Boden noch berührt, doch schon ist auch das nicht mehr Jagd genug, denn nur so lange gilt es, „bis man die Sporen ließ“, und das Erzittern, eben noch Übereinstimmung zwischen Reiter, Pferd und Boden, wird verdrängt davon, wie sich der Reiter nun löst von dem, was ihn reiten lässt, und Subjekt und Objekt, Wirkung und Ursache einander jagend überholen: da „man die Sporen ließ“ und so einerseits *bewirkte*, dass sie, die noch eben da waren, fort sind, aber sie überjagen darin noch den Reiter, indem es jetzt heißt, er lasse die Sporen, „denn“ es gab keine, es hatte sie schon nicht gegeben, bevor der Reiter sie noch ließ, und deshalb gerade ließ er sie; und so mit den Zügeln, rasend geht es weiter, und wo die Mittel zum Reiten so völlig dem Wunsch des Reiters gehorchend ihr Verschwinden vorwegnehmen, da kann es nicht mehr anders sein, als dass selbst der Boden, eben noch zitternd, nun „kaum“ noch als das Land vor dem Reiter zu sehen ist und dass in dessen Blick selbst von dem Pferd nichts mehr gerät, nicht Pferdehals noch Pferdekopf, ein bloßer wilder Ritt ohne Pferd, ohne Land, in der Luft – und dann kann nicht Schluss sein: Denn jetzt, als der Satz endet, ja abbricht, empfindet man den Wunschsatz des Eingangs „Wenn man doch ... wäre“ als Beginn einer konditionalen Periode aus „wenn“ und „dann“, nur dass ihr dieses einlösende „dann“ fehlt, eine offene Periode ohne Schluss, die jedoch eben deshalb weiterreicht, eine Periode ohne ihren zweiten Teil, ohne Einlösung, ohne das, was folgen müsste, wenn der Wunsch sich erfüllen würde: wenn er also erfüllt wäre und demnach nicht mehr *Wunsch*.

Wie lange hat man herumzureden, um an einem solchen doch einigermaßen kurzen Satz nur auf das Nötigste hinzuweisen, und wie viel wäre verlangt, wollte man ihn ganz erschöpfen! Ohne Zweifel, das ist allerhöchste sprachliche Kunst, Kunst des Satzbaus, Kunst der Vergegenwärtigung, und wem sie hier allenfalls noch bescheidenen Umfang zu haben scheint, der möge einmal die beiden ganz unvergleichlichen Wenn-dann-Perioden in Kafkas *Auf der*

* Die Ziffern benennen Band und Seitenzahl der Ausgabe: *Gesammelte Werke in zwölf Bänden. Nach der Kritischen Ausgabe hg. von Hans-Gerd Koch, Frankfurt/M.: Fischer, 1994. In den Zitaten halte ich mich jedoch nicht an das Prinzip dieser Ausgabe, bei Texten, die erst postum und also aus Kafkas Handschrift ediert sind, um Himmels willen nichts an Orthographie und Zeichensetzung zu verbessern – auch wo es Kafka für eine Drucklegung zweifellos selbst gemacht hätte.*

Galerie nachlesen. Und trotzdem: Es ist nicht diese Kunst, die bei einem Satz wie „Er schaute aus dem Fenster“ Kafkas Vollkommenheit ausmacht. Die muss anderen Wesens sein, damit auch ein Satz, wie ihn jeder schreiben kann, sogleich vollkommen ist. Und demnach kann sie, wenn sie in dem einzelnen Satz nicht liegen kann, nur in einem *Zusammenhang* liegen – einem Zusammenhang, in den offenbar jeder Satz bei Kafka tritt.

Wirklichkeit, kafkaesk

Was das heißt, weiß zunächst auch jeder, der jemals Kafka gelesen hat. Er mag sich nur erinnern, wie es ihm dabei ergangen ist: Vom ersten Satz an befindet er sich in einer Wirklichkeit – wie soll man sagen? – eigenen Rechts oder eigener Potenz, in einer Wirklichkeit, die so gar nicht bloß literarisch hergestellt ist, nicht das Ergebnis eines wiedergebenden, repräsentierenden Blicks nach draußen in die Wirklichkeit, wie man sie kennt, sondern – nun, was? Auch das gehört zu ihr, wie außerordentlich schwer es fällt, das Eigentümliche dieser Wirklichkeit zu benennen. Wer Kafka liest, hat keine Sekunde lang das Gefühl, jemandem zuzuhören, der „schreibt“, der sich da etwas ausgedacht hat, etwas nur darstellt, und wäre diese Darstellung noch so überzeugend und wirklichkeitsnah gelungen. Niemals kommt der Leser bei Kafka in die Lage, ihm beim Schreiben gleichsam über die Schulter zu schauen, zu beurteilen, wie er dies oder jenes macht, wie ihm dies oder jenes gerät, was er hier beabsichtigt und was er dort gemeistert habe, ob diese Figur überzeugend, jene Wendung der Geschichte triftig oder originell und ob das Ganze

irgendwie sinnvoll sei, anregend, lesenswert oder sonst etwas. Bei Kafka kommt der Leser niemals in die Lage, *sich klüger zu fühlen als der Autor*. Was er bei ihm liest, hat er hinzunehmen wie eine Mitteilung, die Mitteilung aus einer Wirklichkeit, in die er *nur so* Einblick erhält, nicht anders als eben durch Kafka.

Zugleich aber – und darin liegt das Rätsel, das Wunder, darin liegt die Vollkommenheit Kafkas – ist es keine ausgedacht ferne Wirklichkeit von anderen Planeten oder nur aus Kafkas Phantasie: Was man bei Kafka liest, sind genaue Mitteilungen aus dem Innersten *unserer*, der gegenwärtigen Wirklichkeit. Aus einem Innersten zwar, in welches sonst der Blick nicht dringt, ja einem Innersten, von dessen Bestehen man bis dahin noch nie gehört haben mag; doch im selben Moment, da man es bei Kafka liest, weiß jeder, spürt jeder, dass *er* davon erfasst ist, dass dies *seine* Wirklichkeit ist und dass er genau sie *dunkel* geahnt hatte.

Daher gibt es das Wort „kafkaesk“. Ich will zugeben, dass ich es nicht für sonderlich verwendbar halte, doch nur deshalb, weil es kaum einmal mit der bei Kafka obwaltenden Genauigkeit verwendet wird – aber wie auch! Fast stets bleibt zweifelhaft, ob mit dem, was jemand kafkaesk nennt, etwas tatsächlich für Kafka Spezifisches getroffen ist, aber das ist nicht das Wichtige. Entscheidend ist die *Art* von Gegenstand, die man mit Kafkas Namen adjektivisch benennt. Wladimir Nabokov berichtet einmal den Vorfall, dass ein Mann nach Hause kommt, dort von einem anderen empfangen und mir nichts, dir nichts umgebracht wird; Nabokov kommentiert, so kafkaesk sei die Wirklichkeit inzwischen geworden. Der

Mitarbeiter einer Landtagsabgeordneten erzählt, wie ihm diese den Auftrag gegeben habe, ein Konzept zu erstellen – ohne dass sie hinzugefügt hätte, ein Konzept wovon: kafkaesk. Die Verwaltung einer Universität bringt das Lehrpersonal durch fortgesetzte Verschlingung derart auf Vordermann, dass der Lehrbetrieb exzellenterweise darüber unmöglich wird – Kommentar einiger Betroffener: kafkaesk. Nun hat Kafka nicht genau solche Dinge beschrieben, aber man sieht, wofür sein Name verwendet wird: zur Charakteristik spezifischer Züge unserer *objektiven Wirklichkeit*.

Und nun vergleichen Sie noch einmal: Der Name welches anderen Schriftstellers würde dazu taugen? Selbst die Namhaftesten, Goethe etwa, stehen mit ihrem Namen allenfalls für eine *ihrer* Eigenheiten oder Leistungen, ihre Art zu schreiben etwa, eine für *sie* charakteristische Fähigkeit. Hofmannsthal oder Hauptmann haben zuzeiten *goetheisch* gedichtet, bei zahllosen Epigonen hat es *geschillert*, später gab es welche, bei denen hat's nur *geböllert*. Oder wenn wir über den Bereich der Literatur hinausschauen: Da gibt es das Cartesische Koordinatensystem, gibt es die Heisenbergsche Unschärferelation, die Brownsche Molekularbewegung, es gibt die Bessemer-Birne, den Otto und den Wankelmotor, und eine Zeitlang hieß die heute übliche Technik beim Hochsprung nach demjenigen, der sie als erster verwendet hatte, der Fosbury-Flop. Jeweils verbindet sich der Name eines Erfinders oder Entdeckers nur mit dem jeweils Gefundenen, ähnlich wie der Name eines Schriftstellers mit der Charakteristik seines Schreibens. Aber ein Verhalten zwischen Menschen, das man typisch hof-

planet
ZEITUNG DER
GRÜNEN BILDUNGSWERKSTATT
50

UNGENIERT
RECHTS

Gratis-Probe-Abo für 1 Jahr unter: planet@gruene.at

mannsthalesk nennen wollte? Gesellschaftliche Vorgänge, die mit irgendwelchem Erkenntniswert Hermann-Hessesche heißen könnten, einsteinisch oder selbst shakespearelike?

Kafkas Name wurde, als einziger, der je zu so etwas taugte, zum Namen für eine bestimmte *objektive Wirklichkeit*: für die unsere, eine jetzt gegebene, eine jetzt herrschende Wirklichkeit; und zwar für unsere Wirklichkeit offenbar in genau denjenigen ihrer dunklen Züge, die am schwersten zu fassen und zu benennen sind, so schwer, dass sie sich – wo es darum geht, sie mit einem einzigen Wort zu bezeichnen – *allein* mit Kafkas Namen bezeichnen lassen. Wenn es aber Kafka mit seinem Schreiben gelingt, eben sie zu erfassen und dem Leser erfassbar zu machen, dasjenige unserer Wirklichkeit, was so schwer in den Blick kommt und was aber von so umfassender und tief reichender Bedeutung ist, dass jeder, der es bei Kafka liest, darin erschrocken sich und seine Wirklichkeit erkennt – dass also jeder Kafka versteht –, dann rühren wir hier an das Geheimnis seiner Vollkommenheit: *Der Zusammenhang, in dem seine Sätze sie erlangen, ist einer unserer objektiven Wirklichkeit*, ist derjenige Zusammenhang, unter dem wir leben und den wir bei Kafka lesen.

Die Welt ist nicht erfunden

Was heißt das? Ein kleiner Exkurs: Es gibt ein Erklärungsmuster für jederlei objektive Wirklichkeit, das sich heute allergrößter Beliebtheit erfreut, nämlich die „Erfindung“, also das Verhältnis zur Wirklichkeit als subjektiver Schöpfungsakt: Edison hat die Glühbirne erfunden, deshalb gibt es sie. Und natürlich gibt es solche Erfindungen, manche davon, wie gesagt, verbinden sich auch mit dem Namen ihres Erfinders. Doch heute soll sich mit einem Mal die gesamte Wirklichkeit nach diesem Muster erklären. Da wird gefabelt von der „Erfindung der Nation“ oder derjenigen „der Balkanvölker“, ein „interdisziplinäres Verbundprojekt“ gilt aktuell der „Erfindung des Homo Europaeus“, „die Erfindung der Landschaft“ soll es gegeben haben wie die „des Gemäldes“, dann „die Erfindung des deutschen Idealismus“, „der Romantik“ und „der Moderne“, Amerika ist nicht entdeckt, sondern erfunden worden, ebenso wurden erfunden Türkei und Tessa, die Einfachheit und das Authentische, die Gefühle und das Politische, und wenn es „die Erfindung der Wolken“ gibt, versteht sich, gibt es kein Halten, bevor nicht die „Erfindung des Universums“ und „des

Kosmos“ festgestellt ist – ich zitiere lauter existierende Buchtitel.

Die Redeweise von der „Erfindung“ der Welt verweist zwar zu Recht darauf, dass nichts einfach mitsamt seinem Namen oder Begriff fertig und naturgegeben auf der Welt ist, sondern dass noch in die natürlichsten Gegebenheiten begriffliche und reale Formung durch Menschen eingeht. Aber die „Erfindung“ von allem und jedem zu behaupten, geht darüber ja weit hinaus und trampelt die einfache Erkenntnis platt, dass selbst Dinge, die durch und durch von Menschen bestimmt sind, sich gleichwohl deren direktem Zugriff, ja selbst ihrer bloßen Einsicht entziehen. Die „Nation“ etwa, der Nationalstaat, ist keine „Erfindung“, niemand hat sie sich ausgedacht, sie erklärt sich nicht aus einer Idee, die einmal jemand gehabt hätte und die anschließend eben umgesetzt worden wäre, und wenn einem eine andere Idee gekommen wäre, hätte man eben die verwirklicht, oder wenn einer jetzt mit einer besseren Idee käme, nun, so ginge man hin und würde die alte durch die neue ersetzen, und schon gäbe es keine Nationen mehr und keine Kriege, auf die Nationen nun einmal angewiesen sind.

Nein, Nationen sind nicht auf diese Weise einem einfallsreichen Kopf entsprungen – was nicht heißt, dass sie deshalb einfach der Menschennatur entwachsen. Der Nationalstaat ist ein geschichtliches Produkt, erst der Neuzeit zugehörig, und entsteht unter Bedingungen, die zwar durch Menschen bewirkt, aber doch alles andere als bewusst von ihnen geschaffen wurden. Der Nationalstaat, wie wir ihn kennen, wird erzwungen durch die Ablösung der naturalwirtschaftlichen durch geldwirtschaftliche Verhältnisse, denn die vertragen sich nicht mehr mit der älteren Einrichtung einer direkt persönlichen Macht auf der einen Seite und entsprechend direkter Abhängigkeit auf der anderen, sondern erfordern den modernen Staat als Machtkomplex formaler, nicht-persönlicher Verlaufsstrukturen. Diese Verwandlung aber spielt sich hinter dem Rücken der Menschen ab, ohne deren Ideen abzuwarten und ihnen zu folgen, auch wenn es die Beteiligten auf jede Menge Ideen bringen, mit denen sie sich die jeweils durchgesetzten Verhältnisse dann zurechtlegen und als *gute Idee* einleuchten lassen. Die „Nation“ ist das blinde Ergebnis von Bedingungen, die zwar Menschen gesetzt, über die sie aber nicht vernünftig oder „erfinderisch“ verfügt haben. Von einer „Erfindung der Nation“ zu reden, ist insofern die faustdi-

cke Ideologie, erstens, wir würden über die Verhältnisse, in denen wir leben, umfassend *frei bestimmen*, in der Art und Weise, dass wir sie uns nach Belieben zurecht und in Form dächten, und *dadurch* allein träten sie in Realität; und zweitens, sie kämen zu ihrer Wirklichkeit als das Ergebnis gezielten Nachdenkens und *bewusster Einsicht*.

So steht jene Behauptung einer Welt aus lauter Erfindungen in absurdem Widerspruch zu dem, was uns heute wirklich umgibt. Doch gerade dieser Widerspruch dürfte paradoxerweise erklären, weshalb aktuell so gerne und zwanghaft von der „Erfindung“ der Welt geredet wird: Je deutlicher und drückender die weltweite Abhängigkeit von den widrigsten Sachzwängen – eine Abhängigkeit, die inzwischen ja einen eigenen, wenn auch hübsch zahm und formal gehaltenen Namen bekommen hat, „Globalisierung“ –, umso stärker wird offenbar der Zwang, sich diese Abhängigkeit auszureden und sie umzulügen in ihr genaues Gegenteil: in frei gewählte und jederzeit beliebig wählbare Verhältnisse anstelle der objektiv zwingenden; und in wohl durchdachte anstelle der objektiv undurchdringlichen.

Was hat das mit Kafka zu tun? Alles. Denn das genau, was mit einer solch denkfaulen Affirmation *geleugnet* wird, das eben ist es, was bei Kafka aufgeschrieben steht. Jeder, das behaupte ich, wirklich jeder spürt, ahnt, weiß, dass die Verhältnisse, unter denen wir leben, nein, *nicht* erfunden, *nicht* vernünftig und frei gewählt sind, sondern von etwas durchherrscht, das alles, vom Äußersten bis zum Innersten, in einen unseligen, undurchdringlichen Bann geschlagen hat. Worin aber besteht es, wie bewirkt es diesen Bann? Wer kann das benennen? Wer wagt es auch nur, Fragen danach zu stellen, wer, ihnen nachzugehen, wer vermöchte da zu klären? Und dabei sind es doch offensichtlich die allerwichtigsten, lebensentscheidenden Fragen – zum Verzweifeln, dass niemand sich ihnen widmet, dass man alleine fragt – man muss es doch klären, erkennen, eben das, vor allem das!

Forschungen

So fragt Kafka, so empfindet und erkennt Kafka. Nicht dass er diesen Fragen theoretisch nachginge, dass er bewusst und diskursiv über sie reflektieren würde, durchaus nicht – er „*weiß*“ nichts von ihnen. Und dennoch lässt sich sagen, dass er sie geradezu erforsche. „Forschungen eines Hundes“, so heißt eines seiner Prosastücke. Ein Hund, vorgerückten Alters, berichtet,

2000 Zeichen

abwärts

Unendlicher Verkehr

Noch leise ruft er: ‚Liebe Eltern, ich habe euch doch immer geliebt‘, und ließ sich hinabfallen. In diesem Augenblick ging über die Brücke ein geradezu unendlicher Verkehr.“ – So endet Franz Kafkas Erzählung „Das Urteil“ (1916).

Was sagt uns dieser letzte Satz? Dass die Welt nicht einmal einen Moment innehält, als Georg Bendemann sich stürzen lässt? Dass sein Fall nur ein Fall wie jeder andere ist? Dass Leben ein Fallen ist? Unser Held zu den Gefallenen gehört? – Das alles auch. Aber nicht nur das, sondern mehr noch. Es ist der Geschäftstrieb, von dem diese Erzählung handelt, und von dem Scheitern an ihm, gar nicht in erster Linie ökonomisch – die Geschäfte haben sich „ganz unerwartet entwickelt“ –, sondern vor allem menschlich. Der Verkehr ist so eine Metapher für den Geschäftsverkehr, ja weiter noch die gesellschaftliche Verkehrsform, für die Unablässigkeit des objektiven Getriebes und der subjektiven Triebigkeit. Letztlich haben sie auch das Verhältnis der

Bendemanns zerstört, der Vater verurteilt den Sohn „zum Tode des Ertrinkens!“. Georg vermag am Ende seines jungen Lebens nur noch zu resignieren, obwohl ihn das Größte erfüllt hat, was einen Menschen erfüllen kann, die Liebe. Doch was ist die Liebe gegen das Geschäft und seinen Verkehr?

Die Schlichtheit unseres Satzes steht nur in scheinbarem Widerspruch zum Gewicht der Aussage. Kafka verdichtet die ganze Erzählung. Kafka, so scheint es, ist einmal mehr vorgedrungen in ein Land, das noch niemand betreten hat, obwohl wir alle dort sind. Alles verliert sich an ein *Un*. Dieses *Un* freilich ist alleine nichts, aber woran es sich knüpft, das gehört ihm. Was bleibt, ist dieses Unaufhaltbare wie Unaushaltbare, gemeinhin auch Unsagbare, zuletzt Unlebbare, das eben da im Unendlichen des Verkehrs untergeht. Der Tod des Einzelnen unterbricht nichts. Man wird eine Leiche aus dem Fluss bergen und sagen: Er hat es nicht ausgehalten. Und auch in diesem Moment wird ein unendlicher Verkehr über die Brücke gehen.

F.S.

wie er sich von früh an isoliert sah von seinen Mithunden durch ein Unbehagen, das ihn angesichts ihres Zusammenlebens immer wieder befällt, und durch Fragen, die sich ihm darüber aufdrängen. Fragen sind es, zu denen auch die Wissenschaft zuweilen einen Standpunkt vertritt und bestimmte Annahmen macht, aber doch ohne irgendeine dieser Fragen zu erhellen oder auch nur als Frage klar umreißen zu können. Das fällt auch dem berichtenden Hund nicht leicht, auch er vermag nichts recht zu klären – und forscht doch. So höre man, was er da geklärt haben wollte:

Es ist ja, wenn ichs bedenke und dies zu tun habe ich Zeit und Lust und Fähigkeit, mit der Hundeschafft überhaupt sonderbar bestellt. Es gibt außer uns Hunden vielerlei Arten von Geschöpfen ringsumher, arme, geringe, stumme, nur auf gewisse Schreie eingeschränkte Wesen, viele unter uns Hunden studieren sie, haben ihnen Namen gegeben, suchen ihnen zu helfen, sie zu veredeln und dergleichen, mir sind sie, wenn sie mich nicht etwa zu stören versuchen, gleichgültig, ich verwechsle sie, ich sehe über sie hinweg, eines aber ist zu auffallend, als dass es mir hätte entgehen können, wie wenig sie nämlich, mit uns Hunden verglichen, zusammenhalten, wie fremd sie aneinander vorübergehen, wie sie weder

ein hohes noch ein niedriges Interesse verbindet, wie vielmehr jedes Interesse sie noch mehr von einander abhält, als es schon der gewöhnliche Zustand der Ruhe mit sich bringt. Wir Hunde dagegen! Man darf doch wohl sagen, dass wir alle förmlich in einem einzigen Haufen leben, alle, so unterschieden wir sonst sind durch die unzähligen und tief gehenden Unterscheidungen, die sich im Laufe der Zeiten ergeben haben. Alle in einem Haufen! Es drängt uns zueinander und nichts kann uns hindern, diesem Drängen genugzutun, alle unsere Gesetze und Einrichtungen, die wenigen, die ich noch kenne und die zahllosen, die ich vergessen habe, gehen zurück auf dieses höchste Gut, dessen wir fähig sind, das warme Beisammensein. Nun aber das Gegenspiel hiezu. Kein Geschöpf lebt meines Wissens so weithin zerstreut wie wir Hunde, keines hat so viele, gar nicht übersehbare Unterschiede der Klassen, der Arten, der Beschäftigungen, wir, die wir zusammenhalten wollen – und immer wieder gelingt es uns trotz allem, in überschwänglichen Augenblicken –, gerade wir leben weit von einander getrennt, in eigentümlichen, schon dem Nebenhund oft unverständlichen Berufen, festhaltend an Vorschriften, die nicht die der Hundeschafft sind, ja eher gegen sie gerichtet. Was für schwierige Dinge das sind, Dinge, an die man lieber nicht rührt – ich ver-

stehe auch diesen Standpunkt, verstehe ihn besser als den meinen – und doch Dinge, denen ich ganz und gar verfallen bin. (8, 49 f.)

Schwierige Dinge, an die man lieber nicht rührt, und doch Dinge, denen einer ganz und gar verfallen ist: Da spricht Kafka genauso von sich selbst. Es geht um die Verhältnisse von Menschen, das ist keinen Moment ungewiss, auch wenn es Hunde sind, die hier an ihre Stelle treten. Was aber ist an deren Verhältnissen so schwierig, was daran so abgründig, dass man seiner Erforschung verfallen kann?

Es *bleibt* undeutlich, nicht recht greifbar, und nicht bloß an dieser Stelle, sondern in den „Forschungen“ insgesamt. Kafka jedoch stellt es in einen Zusammenhang, in dem das Drängende daran sich gleichwohl mitteilt, und zwar in vollendeter Schärfe. Wenn es vorhin seine Kunst des Satzbaus zu bewundern galt, an dieser Stelle ist es die Vollkommenheit der Konstruktion.

Was er sagt, er verlegt es hier in die Verhältnisse von Tieren und, vor allem, er lässt es ein Tier vortragen. Gerade wo es um Einsicht, um Erforschung geht, wählt er also einen Blickwinkel, den wir als den einer *beschränkten* Einsicht empfinden müssen, und das tut er nicht etwa, um wie in Fabel oder Satire einen scheinbar simplen Geist die Fehler und Widersprüche bestehender Verhältnisse nur umso offener ausprechen zu lassen. Was da nach Erforschung verlangt, *bleibt* ja unbegriffen, es wird dem Leser nicht leichter durchschaubar als dem Tier. So gilt: Dass hier ein Tier von Tieren spricht, nämlich von *unseren* Verhältnissen beschränkt als den *ihren*, macht uns gerade *unsere Beschränkung* empfindlich, führt uns vor, *dass da etwas ist*, was wir an unseren Verhältnissen *nicht durchdringen*. Und das zielt nicht darauf, dass da etwas für unseren Geist zu hoch sei und *basta*, sondern dass es das Etwas wirklich *gibt*, das wir nicht durchdringen. Wir stoßen an eine Schranke und so werden wir empfindlich für das, *was* wir da nicht begreifen: *So formt es sich in uns* – nicht zu analytischen Begriffen, aber zu einem Begreifen, das Kafka einmal so benannt hat: Er könne nur schreiben, was ihm in den Knochen stecke. In den Knochen steckt es *uns* genauso; und jetzt beginnen sie zu schmerzen.

Etwas, was den Menschen so tief bis ins Mark reicht, lässt sich leicht missverstehen als Allgemein-Menschliches und natürlich wird Kafka ausgiebig in dieser Richtung erklärt. Er jedoch macht deutlich, dass es um etwas anderes geht, auch wo er sich auf die Ebene bloßer Natur zu begeben scheint, wo er von „Geschöpfen“, von

ihren „vielerlei Arten“ und wo er selbst als eines von ihnen spricht. Denn die kategorische Scheidelinie, die wir ganz selbstverständlich zwischen Menschen und Tieren ziehen, Kafkas Hund zieht sie mit derselben Selbstverständlichkeit so, dass diesmal die Hunde diesseits stehen und auf der anderen Seite alle übrigen Tiere, sie, die er als „geringe“ und „eingeschränkte Wesen“ erkennt – von Menschen ist nicht die Rede, sie existieren hier nicht außerdem. Auf diese Weise tritt uns die Scheidung zwischen Mensch und Tier hier als eine zwischen Tier und Hund vor Augen, *zwischen Tieren* also, eine Scheidung *innerhalb* der „eingeschränkten Wesen“ und damit gerade *nicht* als jene Trennung kategorisch *unterschiedlicher Geschöpfe*, wie wir sie kennen. Eine *andere* tritt an ihre Stelle, keine Trennung nach Unterschieden in den Geschöpfen selbst, sondern nach etwas, das sich *an* ihnen, über sie hinweg, ja gegen sie *vollzieht* – und sie *dadurch* kategorisch von den übrigen scheidet.

Es heißt so: Was die Hundeschaft von allen anderen Geschöpfen trenne, liege in einem Zusammenhalten, einem Interesse, das sie verbinde. Den übrigen Arten unbekannt, zeige es die Hunde „alle förmlich in einem einzigen Haufen“ zusammengeschlossen, verbinde also sie *alle* zu einem einzigen großen *Zusammenhang*. Dessen Sinn und der Grund seines Entstehens scheint zu sein „dieses höchste Gut, dessen wir fähig sind, das warme Beisammensein“. Zugleich aber und im Widerspruch, im „Gegenspiel“ dazu bewirkt er, dass alle weit getrennt von einander leben, getrennt durch Unterschiede der Berufe, der Arten und Klassen, und gar nach Vorschriften, „die nicht die der Hundeschaft sind, ja eher gegen sie gerichtet“ – wollen wir vermuten, diese Vorschriften habe jemand *erfunden*? Nein, so lautet jenes Schwierige, dessen Erforschung man verfallen kann, das uns an eine Schranke stoßen lässt, an dem wir etwas nicht begreifen; dies ist es, was wir zugleich innervieren, was uns ganz und gar in den Knochen steckt; und ist dasselbe, was uns gerade nicht mehr als Geschöpf unter Geschöpfen charakterisiert, sondern in Widersprüchen vom Dasein der Geschöpfe abtrennt: Es ist unser *gesellschaftlicher* Zusammenhang.

„Hundeschaft“ heißt es bei Kafka nicht umsonst, und zurecht ist seinem forschenden Hund „auffallend“, wie es mit dieser *Gesellschaft* bestellt ist: Durch ihren Widersinn werden alle die, die sie da verbindet und trennt, unter den Stand noch jener Geschöpfe gedrückt, über die sie sich dank solcher Gesellschaft erhoben sehen, jener

Geschöpfe, die doch, wie es hieß, nicht zusammenhalten, fremd aneinander vorübergehen, ohne verbindendes Interesse bleiben. Denn nicht nur, dass dies von „uns“ gesellschaftlichen Wesen zuletzt genauso gilt, wir wiederholen es nun gar im Widersinn, wiederholen es im Schlechten, übersteigern es in der Verkehrung, indem wir geradezu *gegen* eben das Interesse handeln, das uns doch verbunden hatte und verbinden sollte.

Warum nur?

Gesellschaft in diesem Sinne wird in unserer neuzeitlichen Wirklichkeit – und zwar *erst* dort, nicht stets und überall – durch eine Art der Versorgung gestiftet, eine „Wirtschaft“, in der es nun ihrerseits undurchdringlich und widerspruchsvoll nach Vorschriften zugeht, die nicht der Menschheit sind, sondern eher gegen sie gerichtet. Der *Versorgung* der Hundeschaft gelten die Forschungen des Hundes daher im Besonderen. Ihm kann sie nur in der Form zur Frage werden, dass er wissen will, woher die Nahrung komme. Doch nicht, dass es deshalb darum ginge, für eine sichere Ernährung landwirtschaftliche Kenntnisse zu erlangen, denn allen Hunden ist klar, dass die Nahrung von der Erde kommt – aber andererseits zuweilen auch aus der Luft. Es ist etwas *Anderes*, was an der Versorgung dunkel bleibt: nicht der Beitrag, den die Erde zu ihr leistet, sondern, wie Kafkas Hund genau erkennt, ihre *gesellschaftliche* Natur.

Erst mit der Hilfe der Hundeschaft begann ich meine eigenen Fragen zu verstehen. Wenn ich z. B. fragte: Woher nimmt die Erde diese Nahrung?, kümmerte mich denn dabei, wie es den Anschein haben konnte, die Erde, kümmerten mich etwa der Erde Sorgen? Nicht im Geringsten, das lag mir, wie ich bald erkannte, völlig fern, mich kümmerten nur die Hunde, gar nichts sonst. Denn was gibt es außer den Hunden? Wen kann man sonst anrufen in der weiten leeren Welt? Alles Wissen, die Gesamtheit aller Fragen und Antworten ist in den Hunden enthalten. Wenn man nur dieses Wissen wirksam, wenn man es nur an den hellen Tag bringen könnte, wenn sie nur nicht so unendlich viel mehr wüssten, als sie zugestehen, als sie sich selbst zugestehen. Noch der redseligste Hund ist verschlossener, als es die Orte zu sein pflegen, wo die besten Speisen sind. Man umschleicht den Mithund, man schäumt von Begierde, man prügelt sich selbst mit dem eigenen Schwanz, man fragt, man bittet, man heult, man beißt und erreicht – nun erreicht das, was man auch ohne jede Anstrengung erreichen würde: liebevolles Anhören, freundliche Berüh-

rungen, ehrenvolle Beschnupperungen, innige Umarmungen, mein und Dein Heulen mischt sich in eins, alles ist darauf gerichtet, im Entzücken Vergessen zu finden, aber das eine, das man vor allem erreichen wollte: Eingeständnis des Wissens, das bleibt versagt, auf diese Bitte, ob stumm, ob laut, antworten bestenfalls, wenn man die Verlockung schon aufs äußerste getrieben hat, nur stumpfe Mienen, schiefe Blicke, verhängte, trübe Augen. (8, 41 f.)

Die Auskunft, das Eingeständnis des Wissens bleibt aus, weil die anderen nicht die Gesellschaft *sind*, nach der hier die Frage ergeht, und doch ist Auskunft allein von ihnen zu erhoffen, da nur sie – wer sonst? – die Gesellschaft sein können. Die Verzweiflung, dass „es“ doch jemand wissen muss, ja dass „es“ eigentlich alle wissen müssen, da es um alle, um ihre Gesamtheit und die Gesamtheit aller Fragen geht, und dass man dennoch nach dem, was nur in dieser Gesamtheit liegen kann, vergeblich fragt, ohne irgendetwas an Klärung zu erfahren, ja ohne irgendetwas anderes zu erfahren, als man auch ohne jede Frage erfahren würde, diese Verzweiflung hat zum Kern, dass jene Gesamtheit etwas fraglich macht, dem sie zugleich damit die Antwort verwehrt, ja, selbst die Frage! Nach diesem „es“, danach, was doch jemand wissen muss, ja was die Gesamtheit aller wissen müsste, ist selbst nicht einmal zu fragen: Was am verzweifeltsten dazu nötig, es zu wissen, das verweigert am unerbittlichsten das, wozu es alle nötig.

Eine solche Konstellation musste die Theologen als Kafkas Deuter auf den Plan rufen: Gott als das undeutbar Unbegreifliche, nach dem nicht zu fragen ist. Aber das wäre der Mühe nicht wert gewesen, ein Wort, das sich lediglich an die Stelle jeder Antwort setzt, dafür hätte Kafka nicht schreiben müssen. Der gesellschaftliche Zusammenhang mag da weniger anheimelnden Tiefsinn versprechen, aber, das sei sich jeder bewusst, der hat es in sich. Wer etwa wüsste nur auf Anhieb zu sagen, was Gesellschaft ist? Den meisten wird wohl etwas in der Art vorschweben, wie es die britische Komikertruppe *Monty Python* in einer Folge von Sketchen einmal dargestellt hat: Immer wieder lässt sich eine der auftretenden Figuren etwas zu Schulden kommen, einer zum Beispiel, indem er besonders ekelhafte Knabberereien vertreibt, schon die harmloseste davon „extremely nasty“, und sonst erinnere ich mich nur noch an das Milzbrandkrusty. Die Polizei schreitet ein und betritt die Bühne, um den Schuldigen aus einer ganzen Gruppe von Leuten heraus zu verhaften. Der aber verteidigt sich mit

den Worten, nicht er, sondern die *Gesellschaft* sei schuld; und die Polizisten lassen es sich einleuchten und verhaften nicht ihn, sondern alle übrigen Anwesenden im Raum. Das ist natürlich ein Witz – und doch die erste, hilflose Auskunft auf die verzweifelnde Frage nach Gesellschaft. Denn allerdings muss Gesellschaft auf irgendeine Weise in der Gesamtheit ihrer Beteiligten bestehen, aber nicht *sie* sind Gesellschaft, sondern diese ist ihr *Zusammenhang*, jener sehr spezifische und eben widersprüchliche Zusammenhang, der darin besteht, dass die Menschen, die durch ihn zusammenhängen, durch ihn nicht zusammenhängen, sondern weit von einander getrennt gegeneinander stehen.

Der trennende Zusammenhang

Dem geht Kafkas gesamtes Werk nach, bis hinauf zu den Romanen, zu denen er dafür, wie ich zeigen will, einmal übergehen musste. Eines der frühen und der kürzeren Stücke, *Der Kaufmann*, beginnt so:

Es ist möglich, dass einige Leute Mitleid mit mir haben, aber ich spüre nichts davon. Mein kleines Geschäft erfüllt mich mit Sorgen, die mich innen an Stirne und Schläfen schmerzen, aber ohne mir Zufriedenheit in Aussicht zu stellen, denn mein Geschäft ist klein.

Für Stunden im Voraus muss ich Bestimmungen treffen, das Gedächtnis des Hausdieners wachhalten, vor befürchteten Fehlern warnen und in einer Jahreszeit die Moden der folgenden berechnen, nicht wie sie unter Leuten meines Kreises herrschen werden, sondern bei unzugänglichen Bevölkerungen auf dem Lande.

Mein Geld haben fremde Leute; ihre Verhältnisse können mir nicht deutlich sein; das Unglück, das sie treffen könnte, ahne ich nicht; wie könnte ich es abwehren! Vielleicht sind sie verschwenderisch geworden und geben ein Fest in einem Wirtshausgarten und andere halten sich für ein Weilchen auf der Flucht nach Amerika bei diesem Fest auf. (1, 22)

Es spricht ein Einzelner, aber er spricht für alle und er spricht von allen, da er mit allen zusammenhängt. Sie sind eine unbestimmte Gesamtheit, er kennt sie nicht, sie sind ihm fremd, und doch hängt sein Leben ganz von den Zufällen des ihren ab, die nichts davon wissen und sich nicht darum kümmern können. „Mein Geld haben fremde Leute“, so lautet das Zentrum dieses Zusammenhangs – ein Satz von Kafkascher Vollkommenheit.

Mein Geld haben fremde Leute: Es scheint ein Widerspruch, *mein* Geld, das Geld, das *ich* habe, habe nicht ich, sondern haben *andere*. Es ist ein Widerspruch und doch normalste Realität in unserer Art gesellschaft-

lichen Zusammenhangs. Zu ihm gehört als allererste Bedingung für jeden Einzelnen, dass er, um leben zu können, *Geld* verdient. Und das bedeutet immer, dass er *sein* Geld von *anderen* zu verdienen hat, es ist immer das Geld von anderen, das einer verdient, nur von anderen *kann* er es verdienen. Und diese anderen? Haben es genauso zu verdienen, also auch *ihr* Geld von wieder anderen, vielleicht von denselben, auch von jenem Einen, mit dem wir hier begonnen haben und der den anderen ebenso zu *deren* „anderen“ gehört wie sie zu den seinen. So, ohne einander zu kennen, hängen alle zusammen, mehr, sie hängen alle voneinander ab – und zwar gerade *in Hinsicht auf die Grundlagen ihres Lebens und Zusammenlebens*, nämlich auf die Mittel zu leben, Versorgung und Anerkennung, die in unserer Gesellschaft nun einmal, kapitalistisch, vor allem anderen von *diesem* Mittel abhängen, dem Geld. Über dieses hängen alle zusammen, hängen alle voneinander ab – und so aber stehen sie zugleich gegeneinander. Denn sie haben es sich wechselseitig abzugewinnen, und tatsächlich, ob die anderen das Geld haben, welches das „meine“ werden muss um den Preis meines Überlebens, hängt von wer weiß was für Dingen ab, vom Gang der „Wirtschaft“, die nichts anderes ist als dieses blind abhängige Wirtschaften eines jeden nur insgesamt, hängt davon ab, ob sie es vielleicht für ein Fest aufgewandt haben, ob sie damit nach Amerika geflohen sind und mir nie mehr etwas abkaufen werden, hängt insgesamt von ihren und von den tausendfältig möglichen Verhältnissen derer ab, von denen sie stets noch einmal ihrerseits abhängen. Und dann wiederum, ob sie mich ihr Geld, sollten sie es denn haben, verdienen lassen, hängt davon ab, ob ihre wechselnden Wünsche von dem bedient werden, was ich, um mein Geld zu erhalten, zu solcher Bedienung von Wünschen biete. Und noch weiter, nicht ich allein biete solches und alle anderen kaufen es mir ab oder, indem sie mir entgegen sind, eben nicht, sondern andere bieten das Gleiche und arbeiten so ebenfalls notwendig gegen mich.

Auf diese Weise aber wird dem Geschäftsmann, der auf diese Weise *jeder* zu sein hat, schon der Nachbar zu dem, was er auch dem Nachbar ist: ein Gegner. In einem anderen Stück Kafkas heißt es:

Mein Telephon ist an der Zimmerwand angebracht, die mich von meinem Nachbarn trennt, doch hebe ich das bloß als besonders ironische Tatsache hervor, selbst wenn es an der entgegengesetzten Wand hinge, würde man in der Nebenwohnung alles hören. Ich habe mir abgewöhnt, den Namen der Kunden beim Tele-

phon zu nennen, aber es gehört natürlich nicht viel Schlauheit dazu, aus charakteristischen, aber unvermeidlichen Wendungen des Gesprächs die Namen zu erraten. Manchmal umtanze ich, die Hörmuschel am Ohr, von Unruhe gestachelt, auf den Fußspitzen den Apparat, und kann es doch nicht verhindern, dass Geheimnisse preisgegeben werden. Natürlich werden dadurch beim Telephonieren auch meine geschäftlichen Entscheidungen unsicherer, meine Stimme zittrig. Was macht Harras (sc. der Nachbar), während ich telephoniere? Wollte ich sehr übertreiben, aber das muss man oft, um sich Klarheit zu verschaffen, so könnte ich sagen: Harras braucht kein Telephon, er benutzt meines, er hat sein Kanapee an die Wand gerückt und horcht, ich dagegen muss, wenn geläutet wird, zum Telephon laufen, die Wünsche des Kunden entgegennehmen, schwerwiegende Entschlüsse fassen, großangelegte Überredungen ausführen, vor allem aber während des Ganzen unwillkürlich durch die Zimmerwand Harras Bericht erstatten. Vielleicht wartet er gar nicht das Ende des Gesprächs ab, sondern erhebt sich nach der Gesprächsstelle, die ihn über den Fall genügend aufgeklärt hat, huscht nach seiner Gewohnheit durch die Stadt, und ehe ich die Hörmuschel aufgehängt habe, ist er vielleicht schon daran, mir entgegenzuarbeiten. (6, 91)

Die dünne Wand, das Horchen, das unmittlere Entgegenarbeiten – lässt sich nicht einwenden, Kafka würde damit übertreiben? Er sagt zwar, das müsse man oft, „um sich Klarheit zu verschaffen“. Doch sollte sich außerdem niemand darüber täuschen, dass der Fall dieses Büronachbarn zu den harmlosen zählt angesichts eines täglichen Konkurrenzkampfes mit tausenden und abertausenden von „Beschäftigten“, die dafür zur Disposition stehen: damit Geld verdient werden kann, da es verdient werden muss. Man könnte daher geradezu umgekehrt einwenden, Kafka stelle hier nur kleine und auch *bloß* geschäftliche Verhältnisse dar, sobald es jedoch ins Größere oder ins Private gehe, sehe sich die Sache anders an.

Mag sein, aber sie wird darüber nicht zu einer grundsätzlich anderen. Bei Kafka ist auch das zu lesen, solche größeren, auch gesicherten Verhältnisse waren ihm vom Geschäft seines Vaters geläufig. Von diesem war ihm jedoch auch geläufig, dass er seine Angestellten mit einem erhellenden Ausdruck seine „bezahlten Feinde“ nannte – Kafka taufte ihn entsprechend ihren „zahlenden Feind“: Die Zahlung stiftet den Zusammenhang, die Zusammenarbeit, das Beisammensein *ineins* mit dem Gegeneinander, der Feindschaft.

2. Teil folgt in der nächsten Ausgabe.

Über den Horizont unserer Handlungen

AUS DEN NACHGELASSENEN BRIEFEN DES ANDRÉ GORZ

Anstatt noch einen weiteren Nachruf nachzureichen, haben wir uns entschlossen, einige Passagen aus den Briefen des André Gorz an Franz Schandl und Andreas Exner zu veröffentlichen. Gorz soll also noch einmal selbst zu Wort kommen. Die Auszüge wurden äußerst behutsam redigiert. Immer ist aber zu berücksichtigen, dass es sich um Briefe handelt, also um Entwürfe, wo spontane Reflexionen niedergeschrieben wurden. Vor allem dokumentieren diese kritischen wie selbstkritischen Texte von André das Interesse und die Freude, sich mit gar vielem auseinanderzusetzen. Die eckigen Klammern stammen von der Streifzüge-Redaktion. Weitere Details und Beiträge zu und von André Gorz sind auf unserer Website www.streifzuege.org nachzulesen.

3. Dezember 2003 an F.S.

Vielen Dank für die Auswahl von *Streifzügen* und Artikeln, die Sie mir am 13. 11. geschickt haben. Ich habe einiges davon gleich gelesen und bin ganz sicher, 1. dass ich ein mehrjähriges Abo beziehen möchte; 2. dass ich Ihnen und mir die Anrede „Herr“ und „Doktor“ ersparen kann. Dass es zwischen uns Differenzen gibt, stört mich gar nicht (möglicherweise weniger als

... selbst ist eigentlich nur die Distanz, die er zum Anderen, zu dem er sozialisiert wurde, behält.

Sie). Ich hatte seinerzeit Freunde bei den Situationisten und meine, dass absolut radikale Widerständler und Anarchokommunisten zur Umkämpfung des herrschenden Bewusstseins unbedingt nötig sind. Besonders begeistert hat mich das Zitat aus Ihrem „Der postmoderne Kreuzzug“ (*Streifzüge* 3/2002, S. 1) aus *krisis* 24, die ich mir beschaffen werde. Hier sind wir, scheint mir, ganz einverstanden: selbst ist eigentlich nur die Distanz, die er zum Anderen, zu dem er sozialisiert wurde, behält.

Ich gebe zu, in der Vergangenheit auch viel Blödsinn geschrieben zu haben (z.B.

dualistische Wirtschaft). Dass man Warenbeziehungen nicht aufheben kann, wenn man nicht gleichzeitig Geldbeziehungen aufhebt, war mir schon immer klar, und auch dass ein bedingungsloses Grundeinkommen kein Transfereinkommen sein kann und alternatives Geld und alternatives Wirtschaften voraussetzt.

28. Dezember 2003 an F.S.

Von den Schriften, die Sie mir geschickt haben, hat mich Ihre „Metakritik des Tauschs“ [*Streifzüge* 4/1999, S. 17–27] besonders an- und aufgeregt. Ich will versuchen, Allain Callié, (Herausgeber der *Revue de Mauss*) für eine (etwas gekürzte) Übersetzung zu interessieren.

5. August 2004 an F.S.

Das Auseinanderklaffen von Reichtum und Wert ist auch für mich seit fünf Jahren ein zentrales Thema geworden. Ausgangspunkt waren für mich dabei die „Eigenwerte“, die par Definition kein Äquivalent haben, untauschbar und unvergleichbar sind. Sie beziehen sich auf die „Grundrisse“ S. 133, ich auf S. 387.

Ansonsten: Was eine Antiökonomie ohne Waren und Geldbeziehungen betrifft, erinnerte ich mich endlich an Ursula Le Guins „The Dispossessed“ (1974) (deutsch blöderweise: „Die Entrechteten“). Ich habe es vor 30 Jahren gelesen, öfter wieder gelesen. Trotzdem seit 10 Jahren vergessen. Es enthält mehr Warnungen als Lösungen. Immerhin ein schöner Roman. War vor 30 Jahren ein Kultbuch in Deutschland. Aber so alt sind Sie nicht.

In den ersten Septembertagen sollten Sie die Druckfahnen von „Wissen, Wert und Kapital“ bekommen. Ich habe die französische Fassung besonders in Kapitel 3 und Anfang Kapitel 4 überarbeitet. Im Kapitel 3 habe ich u.a. an Ihre (berechtigten, prinzipiellen) Einwände gegen das „Existenzgeld“ gedacht und ihnen Rechnung getragen, ohne die Idee ganz aufzugeben. Im Kapitel 4 hatte ich viel Spass damit, mich mit der These von meinem Freund und Ihrem ehemaligen Freund und Widersacher Erich Hörl auseinanderzusetzen. Ich las sie erst nach Erscheinen von *L'Immatériel* und fand in ihr viel food for thought.

28. Oktober.-1. November 2004 an F.S.

[A.G. bezieht sich auf die von F.S. angesprochene Fortführung der „Metakritik des Tauschs“]

Eigentlich habe ich wiederholt versucht, Dir über den „wunden Punkt“ Metakritik des Tauschs und weitere Projekte zu schreiben. Ich glaub(t)e mitzufühlen, was es heißt, mit einem ungebohrenen „Kind“ im Bauch weiterzuleben. Ich hätte es unerträglich gefunden. Es wirkt wie ein schwarzes Loch, dachte ich, das alle Freuden im Leben einsaugt, zumindest teilweise, und den nächtlichen Schlaf mit allen möglichen Figuren des Scheiterns und der Trauer durchtränkt.

Allerdings, sagte ich mir dann, sind wir aber sehr verschieden. Ich wurde ab meinem 17. Jahr ein neurotischer Schreiber, der seine Existenz – alle Erfahrungen, Reaktionen, Gefühle – wegzuschreiben bemüht war, d.h. als Rohmaterial der Schreibtätigkeit behandelte und sich auf diese Weise von der Existenz (von sich) abspaltete. Nichts anderes galt. Meine Frau (Dorine, ohne die ich nichts wäre) zog zu mir in einer Zeit, als ich hoffnungs- und zukunftslos („heimatlos“ und ohne die immer so wichtigen Papiere wie Aufenthalts- und Arbeitsbewilligung) in einem winzigen Zimmer ohne Wasser und Heizung lebte und teilte, frohen Sinnes, die Misere in der Zuversicht, dass mein Wegschreiben meiner Existenz schließlich in ein Sich-in-die-Existenz-Zurückschreiben umkippen würde. Ohne sie wäre das sicher nicht geschehen.

Nun bist Du aber, glaube ich, ein grundverschiedener Schreiber und Mensch. Das Schreiben scheint mir bei Dir mit richtiger Freude am Leben und am Handeln verbunden, es *ist* ein Handeln, nicht ein *Mittel* [beides bei Gorz unterstrichen] zu letzterem, also Selbstzweck. Die *Streifzüge* sind an sich ein Projekt, das lebensfüllend sein könnte und inwieweit es mit Deinen theoretischen-philosophischen Projekten konkurriert bzw. sie in sich aufsaugt und in kleinen Scheibchen restituiert, ist eine Frage, die gestellt werden muss.

(...)

In letzter Zeit habe ich öfters in alten Nummern herumgestöbert. Dabei fiel mir wieder der meiner Einschätzung nach her-

vorrangende Artikel von Volker Hildebrandt auf (*Weg und Ziel* 1/1999). Derartige Artikel, die die Darstellung und Analyse von Geschehnissen oder Experimenten mit Theorie und Kritik verbinden, also von anderen Gesichtspunkten her beleuchten und analysieren, ohne dass Kritik in Polemik und Verwerfung sofort ausufert, vermisse ich. Sowie das Anknüpfen kritischer Theorie an die faktische Entwicklung u.a. auf sozial-kulturellem und ökonomisch-konjunkturellen Gebiet (FN Gorz: Aber da bin ich Dir ungerecht. Siehe Beitrag zu *krisis* 28 u.v.a.m.). Die Weiterentwicklung von kritischer Theorie muss irgendwie von faktischen Entwicklungen gespeist werden, sonst kommt sie nicht weiter und beißt sich in den Schwanz. Kurz: *Wie* [bei A.G. unterstrichen] entwickelt sich die Krise weiter? Was macht Theorie verständlich und was bleibt ohne sie unverständlich? (FN A.G.: wechselseitig: wodurch wird Theorie verständlich(er) gemacht veranschaulicht?) Da bin ich doch wieder ein Journalist.

Derartige Artikel, die die Darstellung und Analyse von Geschehnissen oder Experimenten mit Theorie und Kritik verbinden, also von anderen Gesichtspunkten her beleuchten und analysieren, ohne dass Kritik in Polemik und Verwerfung sofort ausufert, vermisse ich.

Anregendes fand ich in Kurz' Artikel in den *Streifzügen* 3/2003, S. 23, wo von sekulärer Entwertung und vom „Obsolet Werden der abstrakten Arbeit“ (und folglich des herkömmlichen Wertbegriffs) die Rede ist. Letzterer greift nicht mehr so gut wie früher. Allgemeine Arbeit, General Intellect sind nicht auf abstrakte Arbeit rückführbar und kein ordinäres Kapital, zehren (ebenso wenig wie die positiven Externalitäten) von der Werts substanz und tragen, insoweit sie sich produktivitätssteigernd auswirken (wie der General Intellect), zum Abschmelzen der Werts substanz bei. Oder nicht? (Es scheint diesbezüglich eine Kontroverse in der *krisis*-Gruppe zu geben.) Was meinst du?

Dann fand ich im Kurz-Artikel eine leider nur sehr kurze Bemerkung über die „strukturelle Überakkumulation“, ohne weitere Angaben. In den Beiträgen von Lohoff und Trenkle kommt die Idee (nicht aber der Begriff) der strukturellen Überakkumulation wieder, auch ohne weitere

Angaben (siehe *Dead Men Working*, S. 71-73 und S. 33): „Der strukturelle ökonomische Grund dieser Entwicklung ist schlicht die stockende Akkumulation des Kapitals, die (...) nicht mehr auf realökonomischer Grundlage in Gang kommen kann (...).“ [Trenkle, a.a.O, S. 71-72] Die „Entwicklung“ um die es sich handelt, ist steigende Staatsverschuldung in den USA (und Auslandsverschuldung würde ich hinzufügen). Dass in den USA Konsumkredite und Spekulationsblasen die Akkumulation zu stützen suchen, wissen wir schon. Dass sie aber dennoch eine Überakkumulation in Gang halten, kann sich damit nicht erklären. Letztere hat scheinbar fantastische Proportionen erreicht. Die 374 Firmen des Standard&Poor Index verfügen über 555 Milliarden Reserven, Microsoft allein über 60 Milliarden, zu denen jährlich 11 weitere hinzukommen. Die Selbstfinanzierungsrate beträgt in den USA 115%, in Deutschland 110% (Frankreich 95%, Japan 130%). Dabei schütten die Firmen in den USA wie in Europa weiter 15% Dividenden aus (Frankreich 12%, +1% jährlichen Zuwachs) und suchen krampfhaft nach Verwertungsmöglichkeiten ihres (Finanz)Kapitals, die mindestens die gleichen fantastischen Renditen gewährleisten. So erklärt sich der „Selbstkannibalismus“, den Lohoff und Trenkle beschreiben.

Die Daten, die die Überakkumulation belegen, sind in den obigen Beiträgen nicht angegeben. Auch bleibt eine Erklärung darüber aus, wie u.a. auch in Europa, namentlich in Deutschland, noch nie da gewesene Profitquoten zustande kommen. Konsumentenkredite und Exportüberschüsse – d.i. Geldimporte – sind keine genügende Erklärung. Woher rührt die (fortschreitende) Überakkumulation bei schwindender Kaufkraft und Beschäftigung der Erwerbsbevölkerung und in Abwesenheit namhafter Staatshaushaltsdefizite?

Weiter: *Warum* [bei A.G. unterstrichen] ist ein Rückgriff auf keynesianische Umverteilungs- und Fiskalpolitik ausgeschlossen und machen wir uns über die Leute lustig, die behaupten „Geld ist genügend da“? Wir haben da ein kitschiges Problem. Wir müssten beweisen, dass keynesianische Politik unmöglich ist, um den Glauben zu zerstören, dass sich der Kapitalismus doch noch retten ließe. (In FN: Der Beweis der ökonomischen Unmöglichkeit bleibt weiter aus. In einer Überakkumulationskrise sollte doch keynesianische Umverteilung viel leichter sein. Ein Hindernis, das ihr entgegensteht, sind

die „politischen Machtverhältnisse“, die globale Macht des überakkumulierten Geldes. Oder nicht?) Wir wollen ihn weder retten noch sozialpolitisch stärken. Wir wollen, dass sein zukünftiger Zusammenbruch der Sinn, das Ziel, der Horizont unserer Handlungen sei. Aber wir dürfen zugleich nicht all die Menschen entmutigen und vor den Kopf stoßen, die gegen den Sozialabbau und die private Kapitalisierung des Gemeinwesens Widerstand leisten (wollen).

Da haben wir wieder die Antinomien, die in den 50er-Jahren die europäischen KPs fähig machten, Massen zu mobilisieren, aber damit nichts anzufangen wussten, die Aktionen müssen hoffnungsreich erscheinen, um stattzufinden, und hoffnungslos erscheinen, um sich zu radikalieren. In den späten 50er-Jahren fand ich mit den „revolutionären Reformen“ einen Ausweg aus dieser Klemme. Dafür gibt es heute keine Vorbedingung mehr. Die einzige ausgesprochen antikapitalistische Bewegung, die sich effektiv in einen frontalen Konflikt mit der Kapitallogik umzusetzen versteht, ist die Freie Software-Bewegung (zum Teil zumindest). Ob Selbstversorgungskooperativen sich zu einer Bewegung entwickeln können, bleibt noch fraglich (ich war erleichtert zu sehen, dass sie Norbert Trenkle 1995 nicht prinzipiell verworfen hat; und Hildebrandt Jahre später auch nicht.)

Die Zukunft sollte der Umsonst-Ökonomie gehören (Existenzgeld als Umsonst-Geld begreifen weist geradezu auf eine geldlose Umsonst-Ökonomie hin), ich möchte glauben, dass wir in den nächsten [Jahren] immer von ihr hören werden. Deshalb scheint mir Deine Metakritik so wichtig und dringend.

Wenn alle über alles einig erscheinen wollen, verlieren sie die kritische Distanz zu sich selbst. Auch das führt durch Selbstabgrenzung zur Sektenbildung.

Der zweite Abschnitt des Editorials in *krisis* 28 kommt meinen kritischen Bemerkungen und Ängsten zuvor: namentlich der letzte Absatz S. 9-10 und der zweite Absatz auf S. 10: „dass das diskursive Moment bei der Theorieverarbeitung und -präsentation künftig stärker zur Geltung kommen soll“. Wenn alle über alles einig erscheinen wollen, verlieren sie die kritische Distanz zu sich selbst. Auch das führt durch Selbstabgrenzung zur Sektenbildung.

**... ich war in Wien nie zu Hause.
Bin in Ober-St. Veit aufgewachsen und
kam nie in die Innere Stadt, in das
Kunstmuseum, die Sezession usw.
Meine Familie war ganz „ungebildet“,
was ich heute von Wien weiß, habe ich in
Paris erfahren und dann sehr spät als
Tourist besichtigt.**

Lieber Franz, ich komme nicht mehr nach Wien, weil meine Frau ein Herzleidenden hat, das mich beängstigt und ich sie keinen Tag allein lassen will. Sie ist übrigens auch reiseunfähig (Luftreisen sind ausgeschlossen). Und schließlich, ich war in Wien nie zu Hause. Bin in Ober-St. Veit aufgewachsen und kam *nie* [bei A.G. unterstrichen] in die Innere Stadt, in das Kunstmuseum, die Sezession usw. Meine Familie war ganz „ungebildet“, was ich heute von Wien weiß, habe ich in Paris erfahren und dann sehr spät als Tourist besichtigt.

[Anhang 2. November] Zu „Dead Men Working“ wollte ich bemerken, dass Lohoffs berechtigte Kritik der „Dualökonomie“ offensichtlich (auch) auf einige meiner Schriften trifft, er aber seine Kritik eher freundlich formuliert und es unterlässt, Namen zu zitieren. Das Gleiche gilt für Exners Beitrag zu Attac. Beide vermeiden es, Andersdenkende zu Feinden zu stilisieren, wo man doch vielleicht noch hoffen kann, sie für ein Umdenken zu gewinnen.

2. Juni 2005 an F.S.

Die *Streifzüge* 32 und 33 habe ich mit großem Interesse gelesen. Lohoffs Artikel in Nr. 32 fand ich hervorragend in seiner Bezugnahme auf „stofflich-sinnlichen Reichtum“ und seinen Schlussbetrachtungen auf S. 20, die die Fragen des Übergangs (Transition) aufnehmen, die von den radikalsten Befürwortern der Geld- und Arbeitslosigkeit vernachlässigt werden. Ebenso fand ich in Nr. 33, im Artikel von Rätz, S. 8 und im Artikel von Exner und Grohmann, S. 37–38, Überlegungen, die mich freuen und denen ich beistimme.

Dieser Tage studiere ich wieder, was von und über Negri geschrieben wird. Es ist höchste Zeit, meine ich, sich mit dem Unfug zu befassen, den er und seine Anhänger erfolgreich betreiben. Ich meine vor allem ihr Lob der „Selbstverwertung“

und der „Selbstunternehmer“ und ihre verschwommene Werttheorie. (FN A.G.: Anselm Jappe hat sich mit der Kritik an Negri befasst, aber sie ist noch nicht gründlich genug und zu polemisch, um wirksam zu sein. Negri müsste ernsthaft diskutiert werden, und die Tatsache anerkannt werden, dass nicht alles, was er schreibt, falsch ist.) Ich habe keinen Text gefunden, der klärt, was unter „Selbstverwertung“ zu verstehen ist. Negris wichtigster französischer Vertreter verbreitet in letzter Zeit die Finanzierung eines universalen Sozialeinkommens durch die Besteuerung von Wissens- und Informationsaustausch (im Net), in welchem er die wichtigste Quelle von Wertschöpfung erkennen will!

Der wachsende Einfluss der Negristen macht sich auch im deutschsprachigen Raum bemerkbar. Die Zeitschrift *Grundrisse* scheint ganz negristisch zu werden, auch Gottfried Oy (*Frankfurter Rundschau*) hat sich bekehrt. Cyborg Religion, Künstliches Leben und Intelligenz-Mystik führt dazu, dass Entsinnlichung gefeiert und jegliche Kritik der Technologieentwicklung, wie sie heute betrieben wird und des Konsummodells, der Marketingindustrie, als konservativ und nostalgisch denunziert wird. Der auch von Dir verehrte Günther Anders ist hier der zu vernichtende Feind. Es ist kein Zufall, dass ich mich auf ihn beziehe, resp. stütze, im 4. Teil meines Büchleins. Er hat Kaczynskis These der „totalitären Maschine“ vorausgeahnt.

2. August 2005 an F.S.

Die widerwärtigen Seiten von Robert Kurz [gemeint ist „Das kleine linke Arsenal“] habe ich gelesen und gleich weggeworfen. Seine Beschimpfungen sind im Grunde Selbstverherrlichungen. Hast Du diesen Größenwahn schon in seinen frühen Stadien kommen sehen? Althusser ist mir da noch lieber: in seiner Autobiographie („Die Zukunft ist lang“) gibt er zu, ein Schwindler zu sein (sein doppelter Marx ist ja, im Unterschied zu Kurzens, eine Erfindung) und wundert sich darüber, dass die anderen auf seinen Schwindel hereinfallen. Immer hat er in der Angst gelebt, als Betrüger bloßgestellt zu werden. (...)

Die Weise in der Ernst Lohoff den anti-ökonomischen Begriff des „wahren“, d. i. „sinnlich-stofflichen“ Reichtum ausarbeitet, gefällt mir ... sehr. Ist er sich der Kluft bewusst, die sich zwischen seinen Beiträgen zu den *Streifzügen* Nr. 32 und 34 auftut? In Nr. 32 schreibt er:

„Eine Emanzipationsbewegung kommt nicht umhin, diesem traurigen Umstand Rechnung zu tragen. In Sachen Reichtumsproduktion ist sie aufgerufen, gesellschaftlichen Reichtum vor der Kommodifizierung und Monetarisierung zu bewahren und kommodifizierten und monetarisierten Reichtum zu dekommodifizieren und zu demonetarisieren. Solange aber ein Großteil des gesellschaftlichen Reichtums indes Warengestalt annimmt, muss sich ihr Augenmerk natürlich auch darauf richten, wie mensch selbst im dekommodifizierten Zustand doch zum notwendigen allgemeinen Äquivalent, alias Geld, kommt. Das Offensivprojekt Dekommodifizierung der gesellschaftlichen Reichtumsproduktion ist ohne ein parallel geschaltetes Defensivunternehmen gar nicht zu denken, das die Geldversorgung der im kapitalistischen Sinne Überflüssigen sicherstellt und ihnen einen hinreichenden Zugang auch zum Warenreichtum ermöglicht. Nur in dem Maße, wie gesellschaftlicher Reichtum tatsächlich frei zugänglich wird, entkoppelt sich die Frage des Auskommens vom Einkommen und erübrigen sich alle monetären Verteilungskämpfe auf dieser Ebene.“

Dieses Defensivunternehmen knüpft, zumindest in den Metropolen, natürlich an den Sozialstaat an. Genauer gesagt, es kann nur Konturen annehmen, indem soziale Bewegungen sich gegen die derzeit auf Hochtouren laufenden Angriffe auf das traditionelle Zwangssozialversicherungswesen und ihr Ergebnis formieren.“ (*Streifzüge* 32, S. 20)

In Nr. 34 (zum Konzept des Grundeinkommens) ist davon nicht mehr die Rede. Oder behandelt er im zweiten Teil das Problem des Übergangs (Transition), dessen Wichtigkeit er in Nr. 32 hervorhebt? Ist er denn so sicher, dass es keine Form des Grundeinkommens in den nächsten Jahren geben wird – bzw. jetzt schon in mehr oder minder heimlicher Form (Niederlande, Dänemark, Frankreich) gibt?

Das Gespräch mit Franz Nahrada (*Streifzüge* 34, S. 18–22) hat mich begeistert. Da werden mehrere Fäden verknüpft. Da erscheint die Lösung des Problems des Übergangs in der Dynamik liegen zu können, mit der die HighTechEigenproduktion sich entwickelt und ausbreitet, hegemonial zu werden beansprucht und die Warenbeziehungen überundet.

Fritjof Bergmann ist auf theoretischem Gebiet ganz ungebildet, er hat von Marx und Sozialismus die Vorstellung eines US-

amerikanischen Kleinhändlers, scheint mir stark katholisch geprägt, aber eben seine Ungebildetheit und Unkenntnisse befähigen ihn, gegen das Lohnverhältnis der Verschwendungen und Verwüstungen und Erniedrigungen der Warengesellschaft wütig herzuziehen und praktische Ansätze einer radikalen Alternative zum Kapitalismus zu finden. Er wendet sich an einfache, aufrichtige Menschen, überzeugt sie, dass er sie versteht und sie ihn verstehen müssen. Die Ausführungen über die Armut der Begierde sind wunderbar. Aber 400 Seiten sind zuviel (für intellektuelle wenigstens).

Lieber Franz, du fragst mich nach meinem Verhältnis zu Österreich: ich habe keines. Zu meinem „roten“ Volksschullehrer, Franz Spiroch, habe ich noch eines, von Liebe und Dankbarkeit. Er war fantastisch. Nach ihm kamen „schwarze“, blöde Gymnasialprofessoren, bei denen man überhaupt nichts lernte; sie waren wirr und langweilig. Dann war ich 10 Jahre in der Schweiz, absolutes Ausland.

Du fragst mich auch über eine eventuelle Neuauflage vergriffener Bücher. Ich weiß gar nicht, welche vergriffen und welche nicht vergriffen sind. Die deutschen Verleger sind stumm, sind Händler. Im Unterschied zu guten Verlegern verlegen sie Bücher, nicht Autoren. Für beinahe jedes Buch musste ich einen Verleger finden. Der allerschlechtesten war Rowohlt, dann Suhrkamp. In seinem Katalog war „Der Verräter“ [Der Verräter, Vorwort von Jean-Paul Sartre, edition suhrkamp, Frankfurt am Main 1980] unter „Gewerkschaftspolitik“ oder so etwas zu finden. Den im Jahr 2000 bei Suhrkamp (auf Betreiben von Ulrich Beck) erschienenen Band „Arbeit zwischen Misere und Utopie“ musste ich

André Gorz (1923–2007) geboren in Wien, verbrachte die Kriegsjahre in der Schweiz und ließ sich nach Kriegsende in Paris nieder. Arbeit mit Jean-Paul Sartre an dessen Zeitschrift *Les Temps modernes*, später als Redakteur bei *L'Express* und *Le Nouvel Observateur*. Seine Schriften wie *Abschied vom Proletariat* (1980) und *Wege ins Paradies – Thesen zur Krise, Automation und Zukunft der Arbeit* (1984) wurden Schlüsseltexte für ökologische Linke. Zuletzt publizierte er *Arbeit zwischen Misere und Utopie* (2000) und *Wissen, Wert und Kapital – Zur Kritik der Wissensökonomie* (2004). Im August 2007 erschien im Zürcher Rotpunktverlag *Brief an D. Geschichte einer Liebe*.

ein zweites Mal übersetzen lassen und dazu selbst einen Übersetzer finden, denn die erste Übersetzung war unbrauchbar, und der Redakteur hat 15 Monate behauptet, er sei dabei, die Übersetzung zu richten, sei bald damit fertig. Hat aber nie damit angefangen. Rotpunkt Zürich ist, von Rotbuch während der Tätigkeitsperiode von Otto Kallscheuer abgesehen, der beste „deutsche“ Verleger, den ich je hatte.

22. Dezember 2005 an F.S.

Habe mich aber endlich auch an Robert Kurz' jüngste Veröffentlichungen herangemacht und meine, dass ich so einiges verpasst habe. „Der Weltordnungskrieg“ enthält insbesondere in seinem 2. Kapitel die geradezu geniale Begründung von Zusammenhängen, die den Tausenden von Soziologen, Nationalökonomern, Sozialpsychologen, Polizisten, Psychoanalytikern usw. usw., die sich mit dem „Aufstand der Vorstädte“ in Frankreich befassten, verborgen geblieben sind. Der von Kurz bei Hannah Arendt gefundene Begriff der „Weltverlorenheit“ und der „Selbstverlorenheit“ erlaubt es, vieles zu entschlüsseln und verständlich zu machen, er ist so ein „existenzialer“ Begriff, den es überhaupt nur im Deutschen geben kann.

Anschließend habe ich „Das Weltkapital“ in Angriff genommen und finde dort die Klärung einiger Fragen, die ich nicht müde werde auch in meinen Briefen zu stellen. Der Mann (Kurz) ist fantastisch. Schade, dass er verrückt wurde. Worüber ist eigentlich die *krisis*-Gruppe auseinandergebrochen? Welche Kritik an welcher seiner Thesen konnte Kurz nicht ertragen?

Nebenbei frage ich mich auch, warum er sich statistische Daten in Wirtschaftszeitungen und bei Ramonet holen muss, wo sie nur fragmentarisch erscheinen, statt in den maßgebenden statistischen Quellen; warum er keine anderen Krisentheoretiker (etwa Robert Benton, Giovanni Arrighi, David Harvey usw.) zitiert und auch der Name Postone bei ihm nicht vorkommt. Wer – Postone oder Kurz – hat eigentlich mit der Wertkritik angefangen (in der Negri Ende der 70er-Jahre schon viel weiter gekommen war, als er heute ist)? Haben sich die beiden nicht seit langem gekannt? Wieso ist Postone hauptsächlich in Deutschland bekannt und Kurz nur ins Italienische und Portugiesische (Brasilien) übersetzt?

(...)

Der Begriff des Eigenwerts (meine Übersetzung von „*valeur intrinseque*“)

stammt von Gabriel Tarde. Er sagt z.B., dass ein Buch als materielle Ware wohl einen Arbeits- und Tauschwert hat, sein literarischer Inhalt und [die] übrigen Kunstwerke (das steht auch bei Marx) kein Warenäquivalent haben, nicht teilbar, tauschbar usw. sind, sondern ihrer selbst willen etwas „wert sind“, das sich nicht in ökonomischen Kategorien messen lässt. Also: Nicht-Waren. Die können natürlich trotzdem vermarktet werden, wobei ihr Eigenwert zugunsten eines spekulativen Sammlerwerts entwertet bleibt. Ob alles Gute und alle Güter Eigenwerte sind, denen der Warencharakter nicht passen kann, ist für mich so generell nicht entscheidbar.

Ich habe bemerkt, dass Du in den letzten *Streifzügen* [Nr. 35] mir punkto Existenzgeld einen besonderen Raum einräumst. Das war sehr lieb von Dir. In „Wissen, Wert und Kapital“, dort, wo es am Ende des 3. Kapitels um Existenzgeld geht, wird es gar nicht mehr als universales Verteilungsmittel und Tauschmittel begriffen, sondern als Verteilungsmedium von Reichtümern, deren Herstellung nicht lokal und kooperativ als Gemeinwesenunternehmen möglich ist, also ihrem Wesen nach rar bleibt. Ich habe schon früher bemerkt, dass für Dich wie auch für Stefan Meretz aller Mangel behebbar ist. Daran glaube ich nicht. Das würde voraussetzen, dass alles Nötige in ausreichenden Mengen erzeugbar ist. Nun, wo das nicht der Fall ist, ist Geld das falsche Verteilungsmedium: Es würde allein den Tauschwert der Mangelgüter in die Höhe treiben. Das richtige Verteilungsmedium wären Gutscheine. Du hast die Rationierung alles Lebensnotwendigen in der (Nach)Kriegszeit nicht erlebt. Dank ihr gab es endlich die Gleichheit – gleiche materielle Rechte – aller (sofern kein schwarzer Markt da war, und den gab es in England nicht).

Wie immer stellt sich für die Abschaffung der Geld- und Warenbeziehungen die Frage des Übergangs. „Wenn genug da ist für alle...“, schreibst Du. Aber wird genug da sein für alle, wenn die Warengesellschaft zusammenbricht? Wenn die Produzenten nicht mehr Waren ihres Geldwerts zuliebe erzeugen können, werden sie weiter Güter im heutigen Ausmaß erzeugen? Oder werden sie dafür sorgen, dass es nur noch Mangelwaren gibt, die einen überhöhten Tauschwert erreichen? Das hatten „wir“ bis in die 50er-Jahre in Frankreich und Deutschland.

„Was gilt es zu ermöglichen und zu garantieren?“, schreibst Du, „das Leben oder

das Kaufen?“ That’s the question. Die einen kaufen sich ihr Leben, die anderen verkaufen es, um – paradoxerweise – nicht zu krepieren. Wie können wir die Überlegenheit einer Gemeinwohlökonomie praktisch beweisen? Bevor es zu spät ist?

10. August 2006 an A. E.

Wenn es Ihnen Recht ist, werde ich den Abschnitt „Die Vielgestaltigkeit von Existenzgeld“ im Kapitel III/4 von „Wissen, Wert und Kapital“ [RotpunktVerlag, Zürich 2004] wiederaufarbeiten. Ihre Kritik an den meisten Vorstellungen vom Grundeinkommen teile ich durchaus.

7. November 2006 an E.S.

Sei mir bitte nicht böse. Meine Frau und ich haben die miserabelsten sieben Monate unseres Lebens hinter uns. Beide waren wir aus unterschiedlichen Gründen in einem Zustand der Erschöpfung, von der Umgebung abgesondert. Deine wiederholten Versuche, den Kontakt wieder aufzunehmen, habe ich geschätzt sowie die besondere Stellung, die Du mir in der Debatte über Grundeinkommen und Existenzgeld eingeräumt hast. Dafür danke ich Dir jetzt verspätet. Zur Zeit hatte ich nicht einmal genug Kraft, um täglich die Zeitung zu lesen. Jetzt erholen wir uns in diesem Thermalort. Es wird schon für einige Zeit wieder weitergehen.

In Deinem letzten Brief ging es unter anderem über die Möglichkeit einer Neuausgabe einiger vergriffener Bücher von mir. Ich hab sie mir kurz angeschaut und bin der Meinung, dass sie neben noch Gültigem viel (zu viel) Obsoletes enthalten. Lieber sollte ich versuchen, eine Auswahl von Texten zusammenzustellen, und zwar thematisch geordnet auf höchstens 300 Seiten. (...) Aber es werden Monate vergehen, bevor ich diese Zusammenstellung fertig habe. Solltest Du diesbezügliche Anregungen oder Wünsche haben, wäre ich Dir dankbar dafür. Einige meiner Schriften kennst Du ja besser als ich!

Lieber Franz, ich hoffe in einiger Zeit den „Ideenaustausch“ (wie es auf Französisch heißt) mit Dir wieder aufzunehmen. Die *Streifzüge* sind mir sehr wichtig, es freut mich zu hören, dass sie an Boden gewinnen.

13. Jänner 2007 an A.E.

Entschuldigen Sie bitte die Verspätung – und vielen Dank für Ihre Geduld. Das Papier hat ca. 18.000 Anschläge. Wenn Ihnen

ein seriöserer Titel lieber ist und einfällt, werde ich nichts dagegen haben. Der Artikel hier [gemeint ist sein Buchbeitrag „Seid realistisch – verlangt das Unmögliche“ in „Grundeinkommen. Soziale Sicherheit ohne Arbeit“, hg von A. Exner, W. Rätz, B. Zenker, Deuticke-Verlag, 2007, Vorabdruck in *Streifzüge* 40, den er zugleich mit einem Begleitschreiben, aus dem Obiges zitiert ist, übermittelte] ist eher eine Diskussion mit einigen Gegnern und mit mir selbst. Er entspricht nicht mehr dem, was Sie von mir erwarteten. Gegenüber der (auch hier zitierten) Stellungnahme im 2000 bei Suhrkamp erschienenen Band [Arbeit zwischen Misere und Utopie, Suhrkamp Edition Zweite Moderne (Hg. Ulrich Beck)] habe ich meine Meinung geändert. Das kam schon am Ende von „Wissen, Wert u. Kapital“ zum Ausdruck. Die wenigsten bemerkten es.

In Ihrem *Streifzüge*-Artikel (von 2004, Nr. 32) zitieren Sie den Artikel von Robert Kurz in *krisis* 19. Ich habe mich immer gewundert, wie er sich einen graduellen, glatten Übergang zum Post-Kapitalismus, mit einer dual-ökonomischen Übergangsphase vorstellen kann. Vor 10 Jahren (und 20 Jahren) wagte ich das auch, kam jedoch zum Schluss, dass das Unsinn ist. Man kann den Kapitalismus nicht heimlich abschaffen, ohne dass er das gleich erkennt. Das *krisis* 19 Heft muss ich mir jetzt unbedingt beschaffen.

2. April 2007 an A.E.

Vor einiger Zeit hat mir Bammé zwei seiner (noch nicht veröffentlichten?) Artikel geschickt (FNA.G.: Arno Bammé: Arbeiten, Lernen, Leben. Zur aktuellen Begrifflichkeit sozialhistorischer Entgrenzungen (20 Seiten; 2005); Wahrnehmen, Denken, Handeln. Zur Soziologie der Handlungsträgerschaft von Technik (40 Seiten; 2005)). Sie sind interessant. Seinen sie begleitenden Brief habe ich verlegt, kann folglich seine Anschrift nicht finden. Das 1983 erschienene Buch, in Zusammenarbeit mit anderen Autoren verfasst, war bahnbrechend... (FNA.G.: Arno Bammé u.a.: Maschinen-Menschen, Menschmaschinen. Rowohlt, 1983)

5. Juli 2007 an A.E.

Vielen Dank auch für die Kasette. [Gemeint ist der Mitschnitt einer Ö1-Radiosendung (Sendereihe „Diagonal“, ORF) anlässlich der Publikation von „Brief an D. Geschichte einer Liebe“, Rotpunkt-Verlag, Zürich 2007), am 7. Juli 2007.] (...)

Die Sendung [war] hauptsächlich biographisch, wobei die im „Verräter“ befindlichen Seiten über die Tage nach dem „Anschluss“, die sklavische Unterwerfung der Wiener, die plötzlich alle mit Hakenkreuzen auf der Brust und „Heil Hitler“ im Mund herumliefen und ihre arische Überlegenheit in der sadistischen Behandlung älterer jüdischer Frauen bewiesen, natürlich nicht zitiert wurden.

Lieber Andreas, ich bemerke, dass Sie 50 Jahre jünger sind als ich, gerade geboren waren, als Illich in „Technologie und Politik“ Nr. 1 einen 1972 verfassten Text veröffentlichte, der mich begeistert hat. [Ivan Illich: Ansatz zu einer radikalen Kritik des Industriesystems, Technologie und Politik, *aktuell-Magazin* Nr. 1, S. 3-11, Rowohlt, 1975 (hg. von Freimut Duve). André Gorz war Mitarbeiter dieser Zeitschrift.] Seither habe ich auch viel Blödsinn geschrieben, zuletzt (1996) über Tauschkreise. Viel zu spät habe ich die „Wertkritischen“ entdeckt, das verdanke ich Stefan Meretz.

Für *krisis* 19 muss ich mich noch einmal bedanken. Dass die Überwindung des Kapital-/Warenverhältnisses damit beginnen kann, Gebiete dem Kapitalismus zu entziehen und in ihnen selbstorganisierte Selbstversorgung jenseits von Markt und Geld zu betreiben und von den entzogenen Gebieten stromaufwärts andere, komplementäre zu besetzen, erinnert mich an den schwedischen Meidner Plan. Die Frage ist: Wie lange werden sich das die herrschenden Mächte ansehen? Bergmann hat die Frage aufgeworfen. Norbert Trenkle auch (in *krisis* 15). Machbar dürfte dieser „lange Marsch“ nur in Situationen des Zusammenbruchs sein, wenn bereits Kristallisationskerne einer Antiökonomie bestehen. Immerhin – der Kurz-Essay in *krisis* 19 bekräftigt mich in der Meinung, dass die Trennung zwischen Produktion und Konsumtion – Produzenten und Konsumenten – das größte Hindernis auf dem Weg aus dem Kapitalismus hinaus ist. Was ich diesbezüglich geschrieben habe, gibt es nur auf französisch und z.T. englisch.

20. September 2007 an E.S.

Die letzten *Streifzüge* und *krisis*-Hefte fand ich besonders interessant.

Leb wohl mein Freund, und mach weiter so.

Sei umarmt, André

Am 24. September ist André Gorz gemeinsam mit seiner Frau Dorine aus dem Leben geschieden.

Peer-Ökonomie

EIN ÜBERGANGSKONZEPT

Immaterial **World**

von Stefan Meretz

In der wertkritischen Linken gibt es eine kleine Gruppe, die darauf verweist, dass es vor allem mit der Freien Software- und Kulturbewegung bereits Ansätze („Keimformen“) gibt, die auf neue Möglichkeiten jenseits von Ware, Geld, Markt und Staat verweisen. Solche Ansätze werden ihrerseits kritisiert, sie seien auf kopierbare Informationsgüter beschränkt und könnten nicht die Welt der stofflichen Güter erreichen.

Christian Siefkes hat mit der „Peer-Ökonomie“ nun ein Konzept vorgestellt, das diesen zentralen Kritikpunkt an den Keimform-Ideen angeht. In seinem englischsprachigen Buch „From Exchange to Contributions“ verallgemeinert Siefkes die Prinzipien Freier Software- und Kulturproduktion in die physische Welt.

Ausgangspunkt ist die Überlegung, dass Menschen bei der Herstellung ihrer Lebensbedingungen Aufwand verausgaben. Während der Kapitalismus den Markt als „Indirektion“ verwendet, um die produzierten Güter zu verteilen – wobei vorher gar nicht klar ist, ob sie gebraucht werden oder gekauft werden können –, verteilt die Peer-Produktion nicht die Güter, sondern den Aufwand zu ihrer Herstellung. Dabei wird nur das hergestellt, was auch gebraucht wird – das Verhältnis zwischen Bedürfnissen und Produkten ist „direkt“.

Wie kann das gehen? Hier kommt das Peer-Prinzip ins Spiel. Der Begriff „Peer-Produktion“ wurde von Yochai Benkler eingeführt, um die offene und kooperative Produktionsweise freier Informationsgüter zu beschreiben. Individuelle Menschen („Peers“) arbeiten auf freiwilliger Basis zusammen, und zwar aus einem einzigen Grund: Sie wollen es. Sie leisten Beiträge zu einem Projekt, um es zum Erfolg zu bringen. Intensität, Ausmaß und Dauer bestimmt jede/r selbst. Peer-Projekte wiederum sind auf die Beiträge angewiesen und werden daher alles dafür tun, für die Teilnahme attraktiv zu sein.

Die Peer-Produktion basiert auf den so genannten *Commons*, also Ressourcen ohne Eigentümer, die eine Nutzung kontrollieren könnten. Die Ergebnisse von Peer-Projekten werden in der Regel wiederum Teil der *Commons*. Physische Produktionsmittel fallen derzeit nicht

darunter. Sie sind Privateigentum der Peers, die Beiträge leisten.

Freie Kooperation ist eine weitere Grundlage von Peer-Projekten. Zwang als Mittel der Organisation der Produktion existiert nicht, denn es fehlen die Zwangsmittel. Die Teilnahme ist freiwillig und es gibt keine Sanktionen, wenn man ein Projekt verlässt. In Peer-Projekten spielen formaler Status und seine Symbole, aber auch andere Kriterien, wie Gender, Herkunft, Alter etc., keine Rolle. Was zählt, sind die Beiträge, die ein Mensch leistet. Sie bestimmen über die *Reputation*, also das Ansehen und das Vertrauen, dass sich eine/r erwirbt.

Wie lassen sich nun die Bedürfnisse der Produzenten mit denen der Konsumenten koordinieren? Heute können Peer-Projekte funktionieren, weil die Peers über Produktionsmittel verfügen und weil die nicht-stofflichen Produkte – sind sie einmal entwickelt worden – nahezu beliebig vervielfältigt werden können. Das gilt für die physische Welt nicht. Peer-Projekte stofflicher Güter müssen für die Entnahme von Gütern, die jeweils neu einen Aufwand zu ihrer Herstellung erfordern, einen angemessenen Beitrag zum Projekt als Gegenleistung anfordern.

Welcher Beitrag ist jedoch angemessen? Darüber entscheidet das Projekt. Es gewichtet Beiträge, deren Zeitdauer als Maß verwendet wird, umgekehrt proportional zu ihrer Beliebtheit: Für unbeliebte Aufgaben ist nur ein kleiner Beitrag erforderlich, während beliebte Aufgaben einen großen Beitrag erfordern. Das klingt nach einer ähnlichen Rolle, die in der Markt-Ökonomie der Wert spielt.

Der Wert bildet komplexe Tätigkeiten auf einfache ab. Während jedoch stets komplexe ein Mehrfaches einfacher Tätigkeiten ergeben – was bedeutet, dass sie in geringerem Umfang verausgabt werden müssen –, ist es in einer verallgemeinerten Peer-Produktion tendenziell umgekehrt: Einfache Tätigkeiten, die niemand gerne erledigen will, werden hoch gewichtet, um ihre Erfüllung zu gewährleisten, während beliebte und oft hoch qualifizierte Tätigkeiten ein geringes Gewicht bekommen. Die Gewichtung, so der Vorschlag, ist nichts Statisches, sondern wird permanent angepasst. Diese Anpassung er-

folgt automatisch über ein „Auktionssystem“, in dem sozusagen Nachfrage und Angebot vermittelt werden. So kann eine Stunde Müll entsorgen durchaus einer Woche Programmieren entsprechen.

Auf der Seite der Verteilung der Güter schließen sich Peer-Projekte zu Verteilungspools zusammen, um eine größere Bandbreite nützlicher Güter anbieten zu können. Gleichzeitig soll die Projektgröße überschaubar bleiben, Probleme sollen direkt „peer to peer“ verhandelbar sein. Jede/r, der zu einem lokalen Projekt einen Beitrag leistet, kann aus dem zugehörigen Verteilungspool Güter entnehmen. Je nach Güterart unterscheiden sich die Verteilungsweisen, von Flatrate bis Gewichtung nach Nachfrage.

Bemerkenswert ist, dass Siefkes eine Reihe kritischer Fragen, denen häufig mit dem Verweis auf die Zukunft, in der „es sich schon regeln werde“, ausgewichen wird, konkret diskutiert: Wie werden begrenzte Ressourcen und Güter verteilt? Was ist mit Infrastrukturen und Meta-Aufgaben? Wie werden Entscheidungen getroffen, wie Konflikte gelöst? Wie werden globale Projekte organisiert? Was ist mit Menschen, die keine Beiträge leisten können oder wollen? Wer entscheidet, was ein „Beitrag“ ist? Was ist mit Migration? Sind weiterhin Gesetze notwendig?

Nach meiner Auffassung handelt es sich um ein pragmatisches Übergangsmodell, nicht um ein generelles Modell einer postkapitalistischen Gesellschaft. Zentrale Beschränkung in dem Konzept ist die Kopplung von Beitrag und Entnahme. Es ist jedoch gut vorstellbar, dass sich eine strikte Kopplung von Beitrag und Entnahme in der Phase der Konkurrenz zum Kapitalismus nach seiner Überwindung auflösen wird.

Christian Siefkes hat sein Buch nicht begriffskritisch, sondern pragmatisch formuliert und damit auf die Diskursformen im englischen Sprachraum orientiert. Da der Text unter einer Freien Lizenz steht, sollte einer deutschsprachigen Übersetzung nichts im Wege stehen. Pflichtlektüre!

Christian Siefkes, From Exchange to Contributions. Generalizing Peer Production into the Physical World, Berlin, Edition C. Siefkes, 2007, 9 Euro, Web: peerconomy.org.

Widerspruch und Praxis

DAS GRUNDEINKOMMEN UND DIE EMANZIPATORISCHE LINKE

von Julian Bierwirth

Das wir Kapitalismus haben, also in einer Gesellschaft leben, in der unser Leben nicht zuletzt durch selbstzweckhafte Realabstraktionen wie Arbeit und Geld bestimmt wird, ist nicht schön, aber durchaus zu ändern. Auch wenn der warenproduzierende Gesamtmoloch dazu neigt, die ihm unterworfenen Menschen tendenziell total unter seine Prinzipien zu subsumieren, so tut er dies doch niemals vollständig. Denn es handelt sich hier um ein widersprüchliches System, das genau in dieser Widersprüchlichkeit auch immer wieder Möglichkeiten zur emanzipatorischen Intervention bietet. Damit wäre dann auch die Aufgabe kritischer Theorie umrissen: den emanzipatorischen Kräften innerhalb der sozialen Bewegungen eine Analyse von den Widersprüchen mitzugeben, die diese dann nach kritischer Reflexion thematisieren können.¹

Insofern ist der Kapitalismus nicht einfach nur das „Falsche“, aus dem es kein Entrinnen gäbe. Entsprechend können antikapitalistische Interventionen niemals ‚absolut‘ sein in dem Sinne, dass sie sich in ihrer radikalen Kritik zwar den RezipientInnen vermitteln, zu deren Lebensrealität aber keinen Bezug haben. Wenn die Intervention für die kapitalistisch sozialisierten Menschen überhaupt noch einen Sinn machen soll, muss sie in irgendeiner Form an deren Sein und Bewusstsein anknüpfen, muss die gesellschaftlichen Widersprüche in den Zusammenhang stellen, in den sie gehören.

Das Grundeinkommen als Illusion

Das gilt auch für das ‚Bedingungslose Grundeinkommen‘ (BGE) als politische Forderung. Für den Kapitalismus grundlegend ist der Zusammenhang von Arbeit und Geld, oder, in anderen Worten, der Zusammenhang zwischen Leistung und dem Zugriff auf gesellschaftlichen Reichtum. Entsprechend konstituieren sich erfolgreiche kapitalistische Volkswirtschaften auch immer als Leistungsgesellschaften. Dieser Zusammenhang lässt sich, da ist Ernst Lohoff², Ulrich Weiß³ und vielen anderen KritikerInnen umstandslos Recht zu geben, auch nicht einfach durch Ignoranz wegdefinieren. Er ist der Praxis der

Menschen in einer warenproduzierenden Gesellschaft eingeschrieben und nicht Ideologie nur im Sinne von notwendig falschem Bewusstsein. Das BGE möchte den Zusammenhang von Arbeit und Geld kappen, an Arbeit und Geld aber festhalten. Das BGE ist eben kein „Gegenkonzept zu den Entfremdungsbedingungen des politisch-ökonomischen Systems“, wie das auch Erich Ribolits durchaus richtig festgestellt hat.⁴

Das Grundeinkommen als Möglichkeit

Jedoch knüpft die Forderung nach dem BGE durchaus an Punkten an, die die Widersprüchlichkeit des Kapitalismus ans Licht zerren. Denn das Leistungsprinzip, auch wenn es sich nicht qua Gesetzesbeschluss abstellen lässt, wird durch die Forderung nach dem BGE zumindest ideell in Frage gestellt. Es sollen plötzlich Menschen Zugriff auf gesellschaftlichen Reichtum erhalten, obwohl sie vorher nicht gearbeitet haben! Das widerspricht einer traditionellen, arbeitszentrierten Politikvorstellung, wie sie in den großen Parteien vorherrscht. Entsprechend lässt sich auch feststellen, dass sozialdemokratische Parteien und Gewerkschaften sich mehr als schwer tun, auf den Zug mit aufzuzwingen.

Das BGE stellt die Vermittlung der gesellschaftlich notwendigen Tätigkeiten über Geld und Staat in Frage – und eröffnet damit die Debatte um eine Vergesellschaftung jenseits dieser Prinzipien. Das mag von den BGE-BefürworterInnen nicht gewollt sein, sie werden aber auch nicht darum herumkommen.

Keine Nebenwidersprüche

Darüber hinaus lassen sich auch noch weitere Themenfelder anhand dieser Forderung anreißen. So gibt es etwa einen Bereich von Tätigkeiten, der zwar für die kapitalistische Warenproduktion unabdingbar ist, in dieser aber nicht aufgeht und deshalb als von ihr „abgespalten“ begriffen werden kann.⁵ Die Tätigkeiten in diesem abgespaltenen Bereich sind entsprechend nicht unter die Lohn-, Wert- und

Leistungsprinzipien subsumiert, bilden aber ihre stille Voraussetzung. Aus dieser „Realabspaltung“, die sich im täglichen Handeln der Menschen konstituiert, entspringt dann auch eine reale, gesellschaftliche Abwertung dieser Tätigkeiten und der sie in aller Regel und noch immer ausübenden Menschen: der Frauen. Diese systematische Abwertung des Weiblichen wird durch die Forderung nach einem Grundeinkommen ebenfalls berührt: Was wäre ein besseres Beispiel für die Relativität des Leistungsprinzips als der schlichte Hinweis, dass schon heute ein Großteil der lebenswichtigen Tätigkeiten faktisch nach anderen Prinzipien verrichtet wird, wenn diese auch nicht als positiver Bezugspunkt dienen können?

In den 70er Jahren knüpfte hier die Debatte um „Lohn für Hausarbeit“ an. Wert und Lohn wurden als positiver Bezugspunkt angesehen, für den zu kämpfen sich lohnte. Auch die Tätigkeiten im Haushalt sollten diesen Prinzipien unterworfen, häusliche Tätigkeit entgolten werden. Diesen Weg beschreitet die Grundeinkommensdebatte nicht. Sie stellt lediglich fest, dass es diese Tätigkeiten gibt, dass es nur wenig sinnvoll wäre, sie in Ware-Geld-Beziehungen zu integrieren – dass ihre gesellschaftliche Abwertung aber ebenfalls ein Skandal ist. Darum sollen sie nun anerkannt werden – jenseits der Lohnform. Damit wird zwar noch nicht die Geld-, aber doch immerhin die Arbeitsontologie aufgebrochen.

Die Herleitung des BGE als Forderung nach der Teilhabemöglichkeit aller stellt zudem die Fragen nach nationalistischen und rassistischen Ausschlüssen. Warum etwa soll in vielen Konzepten das BGE nur für StaatsbürgerInnen gelten? Die Begründungen dafür fallen eher mau aus und verweisen auf rassistische Denkstrukturen, die dem humanistischen Pathos, mit dem das BGE legitimiert wird, direkt widersprechen. Es lässt sich hier also auch ein antirassistischer Diskurs anknüpfen, wird doch mit der allgemeinen Herleitung des Grundeinkommens und seiner partikularen Umsetzungsstrategie ein nicht wegzurender Widerspruch aufgemacht, den es zu politisieren gälte.

Wie funktioniert 'Soziale Bewegung'?

Oft wird eine Intervention in das soziale Kampffeld BGE mit der Begründung abgelehnt, ein nicht zu unterschätzender Teil der dort vorhandenen Positionen sei reaktionär. Diese Einschätzung beruht auf einer verfehlten Vorstellung von sozialen Kämpfen im Allgemeinen. Diese Position findet sich aber nicht nur innerhalb der BGE-Kritik, sondern auch etwa innerhalb linksradikaler Kritiken an den G8-Protesten wieder. Solange nicht die reine Lehre vertreten wird, möchte sich niemand so richtig in die Auseinandersetzung begeben. Ähnlich wie der deutsche Nachbar den heiligen Rasen mittels Gartenzaun schützen möchte, soll auch hier das gute linke Gewissen vor verunreinigenden Positionen geschützt werden, auf dass es auch weiterhin im hellen Glanz strahle.

Diese Vorstellung geht allerdings an der Realität innerhalb sozialer Bewegungen vorbei. Die sind nämlich immer wilde, unübersichtliche Zusammenhänge von Menschen mit unterschiedlichstem sozialem und politischem Hintergrund. Was sie verbindet, ist ein ganz spezielles Interesse an einer bestimmten Sache. Das kann der Schutz der Umwelt genauso sein wie die Verhinderung von Studiengebühren oder das Erkämpfen besserer Arbeitsbedingungen.

Entsprechend ist es, wie Christoph Spehr zu Recht festgestellt hat, „keine besonders originelle Entdeckung, wenn jemand mit Feuereifer darlegt, diese oder jene Bewegung sei ja gar nicht umfassend emanzipativ. Natürlich nicht. (...) Es ist ein langatmiger, verwickelter Kampf (...) und er besteht nicht nur im Kampf sozialer Bewegungen gegen das Establishment, sondern mindestens ebenso sehr im Kampf um die sozialen Bewegungen selbst.“⁶

Vor diesem Hintergrund wird auch verständlich, warum neuerdings (fast) alle Parteien versuchen, ihre sozialpolitischen Forderungen an die Debatte um ein BGE anzudocken: Egal wie weit Bürgergeld, Negative Einkommensteuer oder die diversen Grundsicherungsmodelle von der Idee des BGE entfernt sind – die PolitstrategInnen versuchen jeden Vorschlag als eine weitere Variante des Grundeinkommens zu klassifizieren. Das führt einerseits dazu, dass die Modelle verwässert werden, die ursprünglichen Ideen verloren gehen. Es sorgt aber andererseits auch dafür, dass die Debatte eine Dynamik bekommt, die ihr eine Relevanz verleiht, die sie ohne die

positive Bezugnahme nahezu beliebig vieler gesellschaftlicher Gruppen nicht bekommen hätte.

Genauso würde es also für emanzipatorische Kräfte darum gehen, innerhalb sozialer Kämpfe die Auseinandersetzung mit ModernisierungsfetischistInnen, traditionellen SozialdemokratInnen und anderen mehr oder minder unangenehmen Subjekten aufzunehmen. Doch scheut das an der Kritischen Theorie geschulte linke Gewissen genau davor nur allzusehnlich zurück – und vergräbt sich weiterhin im Lesekreis.

Vom Grundeinkommen zum Grundauskommen

Die Forderung nach einem BGE und das soziale Feld seiner BefürworterInnen sind ebenso widersprüchlich wie der Kapitalismus selbst. Aber es bieten sich Anknüpfungspunkte, um kritisch in vorhandene Debatten intervenieren zu können. Dabei muss der Ausgangspunkt jedoch (wie immer) eine genaue Analyse des speziellen „Kampffeldes“ sein. Es gilt die Gefahren und Risiken der Debatte zu erfassen, die blinden Flecken im Diskurs zu erkennen und die Richtung einzuschlagen, in die sich der Prozess sinnvollerweise verändern sollte.⁷

In Bezug auf das BGE heißt das, den um sich greifenden Wahn, grundsätzliche Reflexion durch realpolitische Rechenmodelle zu ersetzen, zu unterlaufen. Ein Beispiel für eine solche Intervention bietet die Forderung nach einem „Grundauskommen“, wie sie von der Gruppe „180° – Für einen neuen Realismus“ aufgestellt wurde.⁸ Dabei geht es vor allem um den Versuch, die Forderung nach einer Welt jenseits von Leistungszwang und Arbeitswahn, von sachlicher Herrschaft ebenso wie von Herrschaft überhaupt in den Mittelpunkt der Debatte zu rücken.

Ausblick – Neue Kritik braucht neue Kämpfe

Mit der Wertkritik ist die Linke in eine neue Phase der Kritik an der warenproduzierenden Gesellschaft eingetreten. Was ihr aber noch fehlt, ist eine adäquate Art und Weise, diese Kritik innerhalb sozialer Auseinandersetzungen praxisrelevant werden zu lassen. Dabei darf sicherlich nicht der alte Fehler des traditionellen Marxismus wiederholt werden, der die Theoriebildung den Anforderungen der politischen Tagessituation untergeordnet

hat. Ein dem entgegengesetztes Vorgehen, bei dem eine Art „ideeller Gesamtheoretiker“, der mit den praktischen Kämpfen der Menschen nichts zu tun haben will, wäre jedoch die andere Seite der Medaille, sozusagen die einfache Negation.

Stattdessen käme es wohl aber darauf an, eine politische und theoretische Situation zu schaffen, in der kritische Theoriebildung und praktische Intervention in politische Kämpfe beide zu ihrem Recht kommen, ohne als völlig unabhängig voneinander zu gelten. Unabhängig davon, wie das im Detail aussehen könnte, zeichnet sich doch ab, dass eine Intervention wie die oben skizzierte in der Debatte um ein Grundeinkommen ein Testfeld für diesen Anspruch hat.

Anmerkungen

- 1 Dies war auch das erklärte Anliegen etwa von Moïse Postones Neuinterpretation der Marxschen Theorie. Vgl. zu dazu ausführlicher: Moïse Postone: *Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft*, 73ff. Freiburg 2003.
- 2 Ernst Lohoff: *Placebo für den Widerstand*. In: *Jungle World* 28/2005, online: <http://www.jungle-world.com/seiten/2005/28/5884.php>; Ernst Lohoff: *Die dritten Zähne des Antikapitalismus*. In: *Streifzüge* 34/2005, online: http://www.streifzuege.org/texte_str/str_05-34_lohoff_dritte-zaehne.html
- 3 Ulrich Weiß: *Schwarzer Schimmel*. In: *Jungle World* 30/2005, <http://www.jungle-world.com/seiten/2005/30/5972.php>
- 4 Erich Ribolits: *Grundeinkommen – Bedingung der Möglichkeit von Bildung?* http://www.streifzuege.org/texte_str/str_06-38_ribolits_grundeinkommen.html
- 5 Vgl. hierzu zunächst: Scholz, Roswitha: *Der Wert ist der Mann*. In: *krisis* 12, online: <http://www.exit-online.org/textanz1.php?tabelle=autoren&index=15&posnr=25&backtext1=text1.php>
- 6 Christoph Spehr: *Die Aliens sind unter uns. Herrschaft und Befreiung im demokratischen Zeitalter*. München 1998, Seite 248.
- 7 *Erste Schritte in diese Richtung sind verschiedene Beiträge in den „Streifzügen“ bereits gegangen. Darüber hinaus scheint mir das von Andreas Exner, Werner Rätz und Birgit Zenker herausgegebene Buch „Grundeinkommen. Soziale Sicherheit ohne Arbeit“ hier ein wesentlicher Debattenbeitrag. Zur Rezension des Buches siehe <http://grundauskommen.blogspot.de/2007/08/29/rezension-grundeinkommen-soziale-sicherheit-ohne-arbeit/>*
- 8 Vgl. dazu www.grundauskommen.net

Lifelong Guidance

von Lorenz Glatz

Lifelong guidance“ ist nicht nur eine Fortentwicklung und Ausweitung von ebensolchem „learning“, es ist auch ein deutlicher und ehrlicher Name für das, was derzeit als Erfordernis postmoderner Lebensweise über uns hereinbricht. Erwerb von Wissen und Fertigkeiten ist schon lange nur ein Teil der „guten Führung“, ohne die eins in der Arbeitsgesellschaft keine Stellung bekommen und halten kann. Schließlich war bereits am Anbeginn der Schulpflicht die Disziplin der Schulglocke und des Rohrstocks mindestens ebenso wichtig wie das Lesen und Schreiben. Und die Armee der allgemeinen Wehrpflicht drillte als „Schule der Nation“ ihre Rekruten erst „zu Menschen“.

Die bürgerliche Gesellschaft begann mit der Lektion für die Massen, dass die Arbeits- und die Kampfmoral allemal noch vor dem Fressen stehen, und auch die radikal linke Variante dieser Ordnung proklamierte mit Lenin die aktualisierte Bibelweisheit: Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen. Solcherlei Programm braucht Erziehung, Führung und guten Rat. Die Menschen waren derartiges schlicht nicht gewohnt. In den ersten 99 Prozent der Geschichte hatten sie nämlich ein meist kürzeres, zuweilen auch armes, aber vergleichsweise recht gemächliches, entspanntes Leben.¹ Selbst schlafen darf eins heutzutage weniger. Man braucht in diesen Zeiten gar nicht alt werden, um meist beträchtlich mehr Zeit im Wachzustand² und mit Geldverdienen und Geldausgeben verlebt zu haben als ein durchschnittlicher Gleichaltriger noch vor hundert Jahren, von der vervielfachten Intensität der Arbeit gar nicht zu reden.

Die Rede von der „lifelong guidance“ ist zwar gewiss nicht kritisch gemeint, sie steht aber doch auch in einem bemerkenswerten Gegensatz zum propagierten Ideal, in diesen schlaflos-aufgeweckten Zeiten³ „selbst seinen Weg zu gehen“ und die allerorts verlangte Selbständigkeit und Selbstverantwortung auch wirklich zu leben. Zumindest auf die Sprünge muss einem heute allüberall geholfen werden. Wir brauchen eine ständig aktualisierte Bedienungsanleitung für unseren psychischen Apparat, wie wir mit der zunehmend artfremden Menschenhaltung in dieser Gesellschaft doch noch zu Rande kommen können.

1. Auf der schiefen Bahn

Soll ja niemand sagen, dass wir nicht auch bisher einiges gelernt hätten. Die Basics der Geld- und Arbeitsgesellschaft bekommen wir heutzutage fast mit der Muttermilch verabreicht – Kauf, Verkauf, Leistung und Konkurrenz stehen in der öffentlichen Meinung im Rang von Naturgegebenheiten des gesellschaftlichen Lebens. Und doch braucht es mehr denn je begleitendes „fine tuning“, „guidance“ eben, und das gleich lebenslang. „Lebenslanglich“ ist hierzulande die Höchststrafe, die gegen als Mörder entgleiste Leute sozusagen als sehr enge und strikte Führung verhängt wird. Nach fünfzehn, zwanzig Jahren Haft aber gilt der Delinquent im Allgemeinen wieder als auf Spur gesetzt und geht bei „guter Führung“ frei.

Beim beruflichen Lernen ist seit geraumer Zeit „lebenslang“ allerdings viel ernster gemeint, die Dauer beträchtlich weitergesteckt. In den Weiterbildungskursen sitzen heutzutage noch Leute in den Fünfigern zur Nach-, Neu- und Umschulung, und den grünen Jungen erklärt man, noch bevor sie einen Beruf lernen, dass dies nur ihr erster sein wird.

Dass Lehrjahre keine Herrenjahre sind, war einmal ein Trost, eine Hoffnung, dass es nach dem Lernen besser wird. Der Spruch war insofern realistisch, als er noch zugab, dass Lernen nicht grad ein Segen sein muss (auch wenn es mit dem Herrentum danach für die meisten schon immer nicht weit her war). Inzwischen wird aber auch hier der Weg zum Ziel und Lernen wird, da offenbar nichts Besseres nachkommt, selbst zum hohen Gut, um das sich eins sein Leben lang reißen soll. Nicht das Ob wird noch diskutiert, bloß noch das Wie, Was und Wieviel.

Den Hintergrund dafür haben Marx und Engels im Kommunistischen Manifest beschrieben, vermutlich ohne sich vorzustellen zu können, wohin das noch führen würde: „Die Bourgeoisie kann nicht existieren, ohne die Produktionsinstrumente, also die Produktionsverhältnisse, also sämtliche gesellschaftlichen Verhältnisse fortwährend zu revolutionieren. ... Die fortwährende Umwälzung der Produktion, die ununterbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände, die ewige Unsicherheit und Be-

wegung zeichnet die Bourgeoisiepoche vor allen anderen aus. Alle festen eingestroteten Verhältnisse mit ihrem Gefolge von altherwürdigen Vorstellungen und Anschauungen werden aufgelöst, alle neu gebildeten veralten, ehe sie verknöchern können. Alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige wird entweiht...“⁴ Die Seele dieser hektischen Lebensweise ist ein Wirtschaften, für das das Werken der Menschen und die Stillung ihrer Bedürfnisse nur ein Mittel, ständige, exponentielle Vermehrung investierten Gelds hingegen der (Selbst-)Zweck ist. Und zwar in Form der Konkurrenz, wo sich nach dem olympischen Prinzip nur verwerten kann, was „citius, fortius, altius“ (schneller, stärker, höher) unterwegs ist.

Einmal in Gang gesetzt, ist diese Entwicklung eine schiefe Bahn samt der dazugehörigen Beschleunigung. Nach ein paar Jahrhunderten Bearbeitung des Mittels Mensch, seiner Arbeitskraft und seiner Bedürfnisse, ist dieser zwangsweise weitgehend vom Zweck der Verwertung geprägt. Einerseits hat sich das Kapitalverhältnis über die ganze Gesellschaft ausgedehnt, immer mehr Bereiche von Subsistenz aufgesogen und die menschlichen Beziehungen in hohem Maße monetarisiert und verrechtlicht. Andererseits wird all das von uns selbst schon nicht mehr als uns aufgeherrscht und uns äußerlich erlebt, sondern wohl oder übel als Lebensaufgabe akzeptiert. Ja, es braucht daher zunehmend nicht mehr diverse Institutionen und Agenten der Gesellschaft, des Staats und der Wirtschaft, um uns anzutreiben, das erledigen wir meist selber. Und wenn wir nicht mehr weiterwissen, was bei dem steigenden Druck nicht selten ist, gibt es kaum mehr Menschen unseres Vertrauens, die uns da helfen könnten – wer hat noch viel Zeit und Energie für Freunde, und welche Freundin kennt sich noch aus bei den wechselnden Problemen? Dafür gibt es einen ganzen Markt voll von professionellen Beraterinnen, Coaches, tröstenden Begleitern und ähnlich Kompetenten, die für Geld zu haben sind, wenn man Geld hat. Wem da nicht mehr zu helfen ist, der scheidet aus. Die permanente Revolution hetzt die Menschen und frisst jene, die nicht weiterkönnen. Denn eins ist auch neu in dieser „fortwährenden Umwälzung“: Der Sockel der Unbrauch-

baren wächst. Einmal langsamer, dann wieder schneller. Und nach der Systemlogik ist dort „tilt“, Endstation.

2. Identifikation mit dem Aggressor

Die Alternative Arbeiten um zu leben oder Leben um zu arbeiten verschwimmt, weil Leben und Arbeit verschmelzen und es wird schwierig, sich vorzustellen, dass es jenseits der Arbeit ein Leben geben könnte, das mehr und Schöneres bereithält als das verdiente Geld für „all inclusive“ auch wieder auszugeben, Arbeit durch Konsum zu ergänzen und Etappe zu sein für den nächsten Einsatz. Es wird einem da dringend nahegelegt, sich der „Herausforderung“ eines Daseins für die optimale Verwertung der eigenen Lebenszeit zu stellen, sie zum eigenen, ganz persönlichen Anliegen zu machen. Schließlich sind heute selbst relativ unkomplizierte Tätigkeiten gar nicht mehr zu schaffen, ohne dass eins seine ganze Person dafür einsetzt und nicht lang fragt, wofür denn eigentlich das Ganze gut ist.

Das alles ähnelt sehr dem so genannten Stockholm-Syndrom, der Sympathie von Geiseln für ihre Entführer, der Identifikation mit dem Aggressor. Aber wer eben so lebt, kann sich diese Einsicht nicht leicht leisten. Wie sollte er/sie dann weiterlaufen, mit Optimismus und ständig einem Lächeln im Gesicht? Dafür braucht man „guidance“, davon leben Millionen von Beratern, Therapeuten usw. usf. Erkenntnis braucht Distanz, Zeit hinzuschauen, Kraft und Mut, und vor allem Hoffnung, dass es auch anders ginge. Denn wer streicht schon so einfach durch, was einen Großteil seines Lebens ausmacht, wenn es schwer geworden ist, sich auch nur vorzustellen, was eins anders hätte machen können und vor allem: was wir Besseres machen könnten.

Das Gefühl, dass „für dieses Leben der Mensch nicht gut genug“ ist und er daher entschieden nachgebessert gehört, nimmt zu. Lehrpläne und regen Kursbetrieb für dies und das gibt es bereits für Kindergärten, und erst unlängst hat ein alpenländischer Schulpolitiker überprüfbare Leistungsnormen für Dreijährige verlangt⁵, was die Experten für lächerlich halten, es sei denn, sie selber dürften was Gescheites daraus machen, was Kreatives, Kindgerechtes usw. Es gibt jede Menge Leitfäden und Beratungsstellen für den beruflichen und privaten Erfolg von der Wiege bis zur Bahre, speziell massenhaft Literatur für Eltern, wie sie der Entwicklung ihres Nachwuchses auf die rechte Weise nachhelfen können.

Es ist schon seit längerem nicht mehr so, dass Staat und Wirtschaft dem Volk die Schulung erst verordnen müssten. „Bildung“ und „Beratung“ ist im Gegenteil stark nachgefragt, man lässt sie sich was kosten. Eltern z.B. engagieren sich mehr denn je für die Schule, für die beständige Motivation der Kinder, für die Ausbildung der verschiedenen Sorten ihrer Intelligenz, Emotionalität und Kreativität. Sie nutzen die dafür geschaffenen öffentlichen Dienste und kaufen, was auf dem Markt sich an Einschlägigem drängt. Sie haben, wenn sie an das Glück der Kleinen im Leben denken, nicht einfach Freude und Unbeschwertheit im Auge, sondern wissen sehr gut, dass auch die Jüngsten auf einem Dauerprüfstand stehen, ob sie für den Dschungel dieser Gesellschaft auch wirklich taugen. Weil Eltern ihre Kinder ja oft lieben, reagieren sie auf absehbare Schwierigkeiten mit gesteigerter Förderung, und da das Leben nun einmal ein Kampf um einen der knappen Plätze an der Sonne ist, sparen sie nicht mit gutem Zureden, einigem Zusetzen und mit Zusatzangeboten und tun ihr Möglichstes, dass die Sprösslinge im Licht stehn. Dazu muss man andere in den Schatten stellen, aber das ist halt so, das hat man weder gewollt noch sich ausgesucht. Ob man will oder nicht: Es beruhigt klammheimlich ungemein, zeigt es doch, dass das Junge auf dem rechten Weg ist. Und immerhin hatten doch die „im Schatten“ auch ihre Chance, und wenn nicht, dann war es doch ihre Schuld. Schlimmstenfalls gibt es immerhin noch ein bisschen Sozialstaat und die Caritas.

Die adoleszenten Checker haben die Sache dann selber in die regen Hände zu nehmen, sie nutzen, kaufen zu und konsumieren möglichst in Rekordzeit alles an Qualifikationen, was Kraft, Zeit, Stipendien und das elterliche Konto hergeben. Doch Auslernen, Erwachsen werden ist nicht mehr: Wir haben zu arbeiten, aber mehr denn je sind wir selbst zu bearbeiten. Dabei ist Lernen bald schon im Hintergrund; es geht um Orientierung, Motivation, Supervision, Coaching, Counselling, Therapie und was es sonst noch an „guidance“ geben mag), damit unsere Einstellungen, „Vorstellungen und Anschauungen“ nicht „veralten“, unsere Kraft nicht versiegt und wir, Gott möge abhüten, unverkäuflich, unverwertbar werden.

Diese ganze Strebsamkeit ist im Grund (post-)modernisierte bzw. internalisierte Prügelpädagogik, „lebenslänglich“ Auto-

Strafvollzug – state of the art, voll auf der Höhe des historischen Stands der Geld- und Arbeitsgesellschaft. Ein solcher Befund kommt allerdings bei den angestrengt Bemühten leicht als persönlicher Angriff an und muss mit Unverständnis, wenn nicht Feindseligkeit rechnen.

3. Sisyphos hat nachgelernt

Albert Camus hat das Leben in der modernen Arbeits- und Konsumgesellschaft vor 65 Jahren als so absurde wie unvermeidliche Sisyphosarbeit⁶ dargestellt. Doch auf dem Rückweg zu seinem Stein, der so wie immer den Berg wieder hinuntergerollt ist, „während dieser Pause“, in dieser „Stunde, die gleichsam ein Aufatmen ist und ebenso zuverlässig wiederkehrt wie sein Unheil“, in dieser „Stunde des Bewusstseins“ kann sich der von den Göttern verdammte Sisyphos in seinem Denken über Gott und Verhängnis erheben, „ist er seinem Schicksal überlegen. Er ist stärker als sein Fels“.

Diese „Stunde des Bewusstseins“ ist heutzutage die Zeit der „guidance“. Der Stein lässt Sisyphos auch beim Freigang nicht los. Der ist knapp, dient dem Kräfteholen und der Nachschulung, bis er zum Felsblock zurückgeführt hat. Die sichere Absurdität der Mühe ist zum ungewissen Abenteuer der Arbeit geworden. Fürs Steinewälzen muss eins sich unermüdlich weiter-, um- und neu qualifizieren, mental und moralisch neu einstellen, nachjustieren, denn der Stein ändert sich, ist auf neuer Route, auf neue Art und vor allem schneller wieder den Berg hinaufzubringen. Sisyphos ist wohlberaten, lernt dazu: er muss nicht, er will. Das Steinewälzen hat vielleicht einmal nach Verdammnis ausgesehen, mittlerweile ist es eher etwas, das man von Herzen wünschen muss, denn es gibt Schlimmeres als den Stein: gar keine Arbeit. Der „ohnmächtige und rebellische Prolet der Götter“ fürchtet vor allem eins: überflüssig zu sein.

Und so verbraucht er die „Stunde des Bewusstseins“ mit Denken, zielgerichtet, technologisch, lösungsorientiert, ob es den Stein, das Wälzen oder ihn selbst betrifft. Er ist „forever young“, sein Denken führt nicht weiter als immer wieder bis zum Stein, die Anstrengung macht bloß müde, nicht erfahren, das Können bleibt kindisch und neu, das Alter macht bloß schwach, schwerlich weise. Camus' Sisyphos nimmt seine Verdammnis als sein Leben an, er überwindet das auferlegte Schicksal „durch Verachtung“ und macht es zu seinem, indem er „die Götter leug-

net und die Steine wälzt“. Zwei Generationen später mischt sich hinter Lächeln versteckte Angst in die Ergebnisheit, und aus dem trotzigem Aufschauen des Verdammten wird der Tunnelblick des positive thinking.

4. Freud hat recht, wenn wir ihm nicht alles glauben

Gesund ist diese Postmoderne nicht. Erst im Frühjahr 2007 wurde auf einem Kongress „Depression und Gesellschaft“⁷ dazu festgestellt: Es ist eine „fließende Moderne“, das Ideal ist der „modulare Mensch“. Er hat keinen stabilen, festen Charakter, sondern stellt ein Wesen mit mobilen, disponiblen und austauschbaren Qualitäten dar. Der Mensch lebt in einer grundlegenden Unsicherheit; sein Leben gleicht einem „Navigieren auf Sicht“, einem Dahintreiben im Ungewissen. Depression ist daher eine „Volkskrankheit“ geworden. Immer mehr Menschen klagen über tiefgreifende Erschöpfungszustände, Antriebslosigkeit und das Gefühl, völlig „ausgebrannt“ zu sein. Berufliche Überforderung, erhöhter Stress, der Zwang, immer zu funktionieren, die Anforderung, mobil zu sein, die Angst, den Arbeitsplatz zu verlieren, die Sorge um eine gesicherte Pension sind Komponenten, die für die Verbreitung der Depressionen verantwortlich sind.

In den Kategorien der herrschenden Ordnung sind das entfallene Arbeitszeit, Gesundheitskosten, Ansporn für Reformen und vermehrte „guidance“, um den Verwirrten und (Ver-)Zweifelnden doch noch den rechten Weg zu weisen. Für Menschen jedoch kann dieses Krankheitsbild das aktuellste Update einer langen Kette von Hinweisen sein, dass diese Gesellschaftsordnung auch nach Jahrhunderten noch immer nicht und erst recht nicht zu uns passt. Man kann gewiss nicht sagen, dass die Menschheit es nicht versucht hätte. Um jede Kurve und auf jede Steigung, jeden Absturz und in jede Sackgasse sind wir mitgelaufen, und doch: Nicht nur Loser, auch Checker saufen, koksen, schlucken, rauchen, spritzen, um mit den Lebensumständen fertig zu werden⁸ – und sind trotz aller Profi-Hilfe höllisch deprimiert oder bloß chemisch high. Nicht eine Handvoll, sondern viele, und es werden mehr.

Nun, neu ist die Erkenntnis gerade nicht, dass die Gesellschaft Menschen krank macht. Sehr beachtet ist sie aber auch nicht: „Unbehagen in der Kultur“⁹ hat schon Sigmund Freud diagnostiziert.

Und zwar als grundsätzlich und unvermeidlich, denn eine andere Zivilisation als die gegebene hält er nicht für möglich. Die menschliche Triebstruktur und ihr Lustprinzip sind asozial und widersprechen fundamental dem Realitätsprinzip der Leistung und Verwertung, das für Kultur/Zivilisation erforderlich ist und daher die menschlichen Triebe unterdrücken und eng kanalisieren muss. Kultureller Fortschritt, wachsende Beherrschung der Natur sind mit Unterdrückung von Lust und Glück erkaufte – und steigern zwangsläufig Aggression und Destruktivität. Therapie vermag in diesem Rahmen nur „hysterisches Elend in gemeines Unglück“ zu verwandeln. Und das ist wohl auch das Beste, wozu heute „lifelong guidance“ auf ihre Weise (von Fall zu Fall vielleicht noch) imstande ist.

Freud ist in den ersten Tagen des Zweiten Weltkriegs als Exilant gestorben. Ob er geahnt hat, wie stark noch technischer Fortschritt und Destruktivität gegen Mensch und Natur, von der Atombombe bis zum drohenden Klimakollaps, zusammenwachsen werden und in welchem Ausmaß noch der Wohlstand der Stärkeren von Kriegen, Fanatismus, Antisemitismus, Ausrottung ganzer Völker und bitterer Armut und/oder alltäglichem seelischen Unglück eines Großteils der Menschheit flankiert sein werden?

Die Theorien, die den von Freud analysierten Gegensatz von menschlicher Konstitution und den Erfordernissen der herrschenden Gesellschaftsordnung leugnen und jene schlicht mit diesen identisch setzen, herrschen – wenig verwunderlich – in der Geschichte vor. Seit etlichen Jahrzehnten wird solches Bewusstsein kulturindustriell flächendeckend und in steigender Intensität produziert. Es sind die individuellen „Funktionsstörungen“ und die sozialen Eruptionen, die auch auf der Oberfläche anzeigen: „Es is’ alles net wahr“. Trotz aller brutalen Prügel, trotz der freundlichsten „guidance“ – für dieses Leben sind wir nicht geschaffen. Auch Freuds freundliche Resignation ist nicht jedermanns Sache, und die der Frauen hoffentlich noch weniger. Was nach wie vor ansteht, leider aussteht, ist – um in der Terminologie des Wiener Doktors zu bleiben – die praktische „Kritik des geltenden Realitätsprinzips im Namen des Lustprinzips“ (Herbert Marcuse)¹⁰, der Utopie der Fantasie zur Wirklichkeit zu verhelfen, die sich nie mit einer Realität abfindet, die nicht glücklich macht. Unverdrossen.

Anmerkungen

- 1 Dazu sehr erhellend: M. Sahlins, *The Original Affluent Society* (aus: Marshall D. Sahlins, *Stone Age Economics*, Aldine Pub. Co, Chicago, 1972) im Netz erreichbar auf: http://www.awok.org/original_affluent_society (zuletzt abgefragt: 23.8.07).
- 2 Pascal Wallisch, *Zeiterleben in der Tempogesellschaft*, University of Chicago, auf: http://www.lascap.de/Zeiterleben_in_der_Tempogesellschaft.pdf (zuletzt: 13.8.07).
- 3 Vgl. dazu Kathrin Röggla zum Roman *montierte Interviews aus der IT-Arbeitswelt: wir schlafen nicht*. Frankfurt am Main: S. Fischer, 2004.
- 4 Im Netz findet sich der Text z.B. unter: http://www.vulture-bookz.de/marx/archiv/volltext/Marx-Engels_1848-90~Das_Kommunistische_Manifest.html (zuletzt: 17.8.07).
- 5 ÖVP-Bildungssprecher Fritz Neugebauer, *Der Standard* 31.7.07 und 1.8.07.
- 6 Albert Camus, *Der Mythos von Sisyphus*, Hamburg, rororo-Taschenbuch 62004, das 4. Kapitel „Der Mythos von Sisyphos“ auch im Netz auf: <http://www.fmp-berlin.de/schmieder/collectibles/pdf/sisyphos.pdf> (zuletzt 13.8.07).
- 7 Veranstaltet von der Evangelischen Akademie Tutzing, 23. bis 25.3.07 in Rothenburg ob der Tauber, Teilnehmer u.a. der Psychoanalytiker Heinrich Deserno (Sigmund Freud Institut, Frankfurt a. M.) und der Sozialpsychologe Heiner Keupp (Ludwig-Maximilians-Universität, München). Siehe: <http://science.orf.at/science/news/147748> (zuletzt 19.8.07).
- 8 Die Zahlenangaben zu Sucht und Süchtigen schwanken erheblich. Zur ersten Orientierung kann dienen: <http://www.medizininfo.com/sucht/>
- 9 Sigmund Freud, *Das Unbehagen in der Kultur* (1930). *Wohlfühl als Fischer-Taschenbuch* erhältlich.
- 10 Herbert Marcuse, *Triebstruktur und Gesellschaft. Ein philosophischer Beitrag zu Sigmund Freud*, Suhrkamp, 1997. Marcuse unternimmt es, aus Freuds Metapsychologie heraus über ihn hinausgehend den „historischen Charakter und die historische Begrenztheit des Leistungsprinzips“ und die Möglichkeit einer freien, dem Menschen gemäßen Gesellschaft aufzuzeigen.

Dieser Artikel erscheint auch im schullheft 127.



Die sanfte Art, Menschen zum Funktionieren zu bringen

von Erich Ribolits

*Führe mich sanft
Gib mir einen Trunktrank
Etwas das Eifer schafft
Eine geheime Wissenschaft
Die mich entkrampft
Führe mich sanft
Es ist alles so einfach
Tocotronic
(Indierock-Band/Hamburg)*

Eines der großen Zauberwörter der heutigen Zeit heißt Beratung. Ohne sie geht heute kaum mehr etwas – in der Politik nicht, in der Wirtschaft nicht und im Leben des postmodernen Menschen schon gar nicht. Unternehmen, Institutionen und Behörden sind längst fest im Griff professioneller Berater/innen und auch die Gestaltung des Privatlebens erfolgt zunehmend beratungsgesteuert. Neben und vielfach statt der, ob ihres aus der Vor-Postmoderne stammenden Menschenbildes schon ein wenig antiquiert wirkenden Psychotherapie vermitteln heute Berater unterschiedlichster Art – Lebensberater/innen, Karriere-Coaches, Lifestyle-Expert/innen, Supervisor/innen, Mediator/innen oder Fitness-Gurus – Orientierung und letztendlich auch Lebenssinn. Waren es vordem die Priester bzw. die Lehrer/innen, die zuerst im Auftrag der religiösen und später der weltlichen Obrigkeiten den Menschen suggerierten, es würde reichen, den Verstand innerhalb der durch die jeweilige Ordnung vorgegebenen Grenzen zu gebrauchen, lässt sich heute durchaus die These aufstellen, dass es nunmehr die Berater/innen sind, denen die Aufgabe zukommt, „das süße Gift der Entmündigung“¹ unter Volk zu bringen.

Noch nie in der Geschichte wurde so viel beraten wie heute und es war auch noch nie so einfach und zugleich so selbstverständlich, sich selbst für die spezifischsten Anforderungen des Lebens professioneller Unterstützung zu bedienen. Bis vor wenigen Jahrzehnten konsultierte man vielleicht eine/n gute/n Freund/in, eine/n wohlmeinende/n Verwandte/n oder bestenfalls einen Seelsorger, wenn man das Gefühl hatte, mit einem Problem allein

nicht mehr weiterzuwissen, heutzutage lässt man sich bei der Lösungssuche immer häufiger professionell unterstützen. Und auch für Problemstellungen, die noch vor wenigen Jahren als selbstverständliche Hürden des Lebens galten, bei deren Überwindung das verständnisvolle Mitgefühl anderer Menschen zwar durchaus hilfreich sein kann, über die man im Übrigen aber selbst hinwegkommen muss, bietet zwischenzeitlich ein ständig wachsendes Heer von Problemlösungsprofis seine Dienste an. Ob bei der Suche nach dem richtigen Beruf, einem passenden Partner oder der optimalen Urlaubsdestination, ob beim Trauern, beim Basteln einer neuen Biografie, der Suche nach dem Lebenssinn oder bloß nach einem neuen Kleidungsstil – für alle menschlichen Probleme gibt es heute Spezialist/innen, die Unterstützung bei der Suche nach rational legitimierten Lösungen versprechen.

Laut ORF-Webradio ist die Branche der Beratungsberufe in Österreich in den letzten Jahren jährlich um 20–30 Prozent gewachsen.² Bereits 2003 ging die *International Coach Federation* von etwa 16.000 Coaches weltweit aus³ – inzwischen ist die Zahl wohl schon deutlich größer. Dazu kommt noch ein Vielfaches an Vertreter/innen anderer Beratungszweige: Biographiecounselor, Trauerbegleiter/in, Ruhestandsconsulter/in, Lebensberater/in, Personalentwicklungs-Supervisor/in, Scheidungsmediator/in oder Arbeitslosencoach – um nur einige zu nennen. Unter den abenteuerlichsten und auch immer wieder neuen Namenskreationen etablieren sich ständig neue Beraterberufe und werden auch permanent neue diesbezügliche Ausbildungen ins Leben gerufen. Die Zahl der Problemlösungshelfer, die unter steigendem Konkurrenzdruck ihre Dienste anbieten, wird ständig größer und nicht selten sind die am erfolgreichsten, die den Menschen neue Beratungsbedürfnisse suggerieren und dazu auch gleich passende Ausbildungen erfinden. Der Bedarf nach Unterstützung scheint aber auch tatsächlich riesig zu sein. Nicht umsonst boomt neben Ratgebern am Telefon, im Internet oder in Fernsehmagazinen auch die Ratgeberliteratur. Ob es darum geht, als Single ein zufriedenes

Leben zu führen, sich für einen Job zu bewerben, gesund zu bleiben oder abzunehmen, sich gegen Mobbing von Kolleg/innen zur Wehr zu setzen oder trotz gelegentlicher Wünsche nach Gruppensex eine harmonische Beziehung zu führen – auch für das ausgefallenste Problem findet sich heutzutage ein Rezeptbüchlein.

Kaum jemand interpretiert es heute als Zeichen persönlicher Schwäche oder Unfähigkeit, sich von einem/einer Experten/Expertin darin unterstützen zu lassen, das Leben besser den gängigen Kriterien des Erfolgs entsprechend zu gestalten. Ganz im Gegenteil, gar nicht so selten gilt es schon als besonders hip, sich permanent durch irgendwelche Helfer mit Beratungsanspruch unterstützen zu lassen. Wer regelmäßig einen Ernährungs- oder Fitnesscoach aufsucht, oder sich einen Stylingberater leistet, verheimlicht das sicher nicht vor seinen Freunden; aber auch der Gang zum Paartherapeuten oder zum Lebensberater ist heutzutage kaum noch mit einem Makel behaftet. Und wer genug Geld hat, engagiert sowieso gleich einen Lifecoach, der ihm bei allen Lebensentscheidungen zur Seite steht. Dieses Berufsbild wurde in den 90er Jahren in den USA kreiert, mit dem erklärten Ziel, die Lebensqualität der Kund/innen zu verbessern. Ein Lifecoach gibt Empfehlungen bei problematischen Lebenssituationen, hilft beim Aufdecken persönlicher Lebensziele und bei der Lebens- und Karriereplanung. Sein Anspruch ist es, nicht bloß zugekaufter Problemlösungsunterstützer zu sein, sondern einfühlsamer Partner(ersatz), der mit seinen Klient/innen deren Probleme teilt.

Als Begründung für den ausufernden Beratungsboom wird meist mit der zunehmenden Komplexität des heutigen Lebens argumentiert. Die „Modernisierung“ der Gesellschaft und der galoppierende Wandel auf allen Ebenen bringe derartige Unsicherheiten und Orientierungsprobleme für die Gesellschaftsmitglieder mit sich, dass daraus ein anwachsender Bedarf nach Unterstützung bei der Lebensbewältigung entstehe. Schon in den 1990er Jahren wurde in der Soziologie ja die Metapher von der „neuen Un-

übersichtlichkeit“⁴ geboren und Soziologen gehen auch heute davon aus, dass der Wandel in der Werte- und Normenstruktur der Gesellschaft noch lange kein Ende finden wird. Die in den letzten Jahrzehnten entstandenen Bedingungen des Lebens – kurzfristige Arbeitsverhältnisse, mehr oder weniger lange Arbeitslosigkeitsperioden, unstete Partnerschaften, das Leben in Patchworkfamilien und dergleichen – sowie die daraus folgende Tatsache, dass Menschen mit völlig neuen Ansprüchen hinsichtlich der Bewältigung solcher Bedingungen konfrontiert sind, die mit ihrer „seinerzeit“ erworbenen Sozialisation oft nicht kompatibel sind, würden jene Verunsicherung hervorrufen, auf der das allgemeine Beratungsbedürfnis beruht. Der Beratungsboom ließe sich in diesem Sinn quasi als das Gegenstück zur – soziologisch ebenfalls sprichwörtlichen – „Risikogesellschaft“ erklären.

Tatsächlich ist es so, dass die „gesunde Normalpersönlichkeit“ immer nur in Relation zu den jeweiligen gesellschaftlichen Bedingungen definiert werden kann. Welches Verhalten jemand zeigen muss, damit sein (relevantes) Umfeld ihm zu bescheinigen bereit ist, ein souveränes und „vernünftiges“ Individuum zu sein, leitet sich unmittelbar aus den aktuellen gesellschaftlichen Strukturen ab, die ihrerseits wieder den jeweiligen Machtverhältnissen geschuldet sind. Als „vernünftig und normal“ gilt das, was jeweils mit der Aufrechterhaltung der aktuellen Machtstrukturen kompatibel ist. Wenn es zur Normalität des heutigen Bewohners der Industriegesellschaft gehört, bei jeder nur erdenklichen Gelegenheit Beratung in Anspruch zu nehmen, dann hat das somit nicht bloß mit einem unschuldigen gesellschaftlichen Wandel in Richtung von mehr Komplexität zu tun, sondern ebenfalls mit den vorfindlichen Machtstrukturen. Die Behauptung, dass Menschen heute zunehmend „flexible Persönlichkeiten“ ausbilden und ihr Ego ständig den aktuellen Anforderungen anpassen müssen, weil es die stabilen beruflichen und privaten Rollen, aus denen sich stabile Persönlichkeiten generieren, nicht mehr gibt und sie genau deshalb ständig nach Beratung suchen, mag eine korrekte Analyse sein; welche gesellschaftlichen Machtstrukturen die instabilen Lebensverhältnissen auslösen, erklärt sich damit jedoch keineswegs.

Neue Form der Menschenführung

Dass sich Beratung in den letzten Jahrzehnten zu einem Alltagsphänomen ent-

wickelt hat, kann nämlich durchaus ganz anders gedeutet werden als bloß als eine Antwort auf die zunehmende Komplexität der Gesellschaft, nämlich als eine neue Form der Menschenführung. Im Sinne der von Foucault und Deleuze konstatierten, aktuell stattfindenden Mutation des Kapitalismus von einer Disziplinargesellschaft zur Kontrollgesellschaft (siehe *schulheft* Nr. 118), etabliert sich gegenwärtig eine neue Form der Gouvernamentalität. Konkret ist damit eine Veränderung der gesellschaftlichen Strukturen gemeint, sodass das, was jedes gesellschaftliche System zu seinem reibungslosen Funktionieren braucht – die Steuerung der Individuen im Sinne systemkonformen Verhaltens –, zunehmend eine neue Qualität annimmt. Um Gouvernamentalität – die Form der Menschenführung – in der derzeit erodierenden „Moderne“ zu charakterisieren, benützen die beiden französischen Philosophen den Begriff Disziplinargesellschaft – konformes Verhalten der Gesellschaftsmitglieder wird in diesem System im Wesentlichen durch deren Einbindung in wechselnde Einschließungsmilieus (Familie, Schule, Gefängnis, Krankenhaus, Fabrik, ...) und die dort jeweils wirkenden Disziplinierungsmechanismen erreicht. Die neue Führungsform der sich aktuell etablierenden Postmoderne charakterisieren Foucault und Deleuze als Kontrollgesellschaft – die Steuerung der Menschen in Richtung Normalität erfolgt hier durch unterschwellig wirkende und aufgrund der zunehmenden elektronischen Vernetzung immer unauffälliger wirksame Strukturen der Kontrolle und eine darauf aufbauende (scheinbare) Selbstdisziplinierung der Individuen.

Während in der Moderne eher harte Methoden der Zurichtung in Richtung Normalpersönlichkeit üblich waren – z.B. autoritäre Erziehung oder staatliche Gewalt –, etablieren sich in der Postmoderne weiche, an die verinnerlichte (ökonomische) Rationalität der Individuen appellierende Formen der Menschenführung – und dazu gehört eben ganz wesentlich auch Beratung! Folgt man dieser Lesart, ist Beratung nicht bloß der Not der Individuen geschuldet, sich in einer zunehmend komplexer werdenden Welt mit offenen Grenzen, anwachsenden technologischen Anforderungen, einer ökonomistischen Ausrichtung der Gesellschaft und erodierenden Familienstrukturen zurechtzufinden. Dies mögen vordergründige Auslöser sein, warum Menschen Beratungsdienstleistungen in Anspruch nehmen; Beratung ist jedoch trotzdem nicht bloß Begleiter-

scheinung, sondern wesentlicher Katalysator des gesellschaftlichen Wandels. Und Berater/innen sind nicht bloß freundliche Helfer/innen, die den Individuen beistehen, die dem Wandel geschuldete Unübersichtlichkeit zu bewältigen, sondern aktive Förderer dieses Wandels. Selbstverständlich ist ihnen das in aller Regel genauso wenig bewusst, wie es bisher den Lehrer/innen bewusst war, die bedeutendsten Sozialisationsagent/innen des gesellschaftlichen Systems zu sein. Diese Sichtweise macht deutlich, dass das auf allen Ebenen explodierende Phänomen Beratung letztendlich ein zutiefst politisches Phänomen ist, in ihm zeigt sich überdeutlich die „Pädagogisierung der Gesellschaft“ (siehe *schulheft* Nr. 116), jenes Prozesses, der Menschen dazu bringt, die ökonomische Logik derart zu verinnerlichen, dass sie die Zwänge des Kapitalismus nicht mehr als von Menschen auferlegt, sondern als naturgegeben begreifen.

Nicht umsonst gehört ja Beratung neuerdings auch zu den strategischen Maßnahmen der Europäischen Union. Neben dem schon seit etlichen Jahren propagierten „lifelong learning“ ist seit kurzem auch „lifelong guidance“ ein erklärtes Ziel der Union. In allen Mitgliedsländern sollen Beratungsmaßnahmen angeboten und ausgebaut werden, die „die Bürger jedes Alters in jedem Lebensabschnitt unterstützen, die strategisch richtigen Bildungs-, Ausbildungs- und Berufsentscheidungen zu treffen sowie ihren persönlichen Wer-

schulheft Nr. 127

Thema:

„Führe mich sanft. Beratung Coaching & Co. – Die postmodernen Instrumente der Gouvernamentalität“ hrsg. von Eveline Christof, Erich Ribolits, Hannes Zuber.

StudienVerlag Innsbruck, Dezember 2007. Erhältlich im Buchhandel.

schulheft
Pädagogische Taschenbuchreihe
www.schulheft.at
Studienverlag Innsbruck, Erlenstr.10 6020 lbk
order@studienverlag.at

degang in Ausbildung und Beruf selbst in die Hand zu nehmen“. Offenbar hat sich herausgestellt, dass viele Menschen noch nicht begriffen haben, dass sie nicht deshalb zu lebenslangem Lernen aufgefordert werden, um die Welt besser verstehen und besser in deren Gestaltung eingreifen zu können, sondern deshalb, „damit die Ziele der wirtschaftlichen Entwicklung, der Effizienz der Arbeitsmärkte sowie der beruflichen und geographischen Mobilität, die sich die Europäische Union gesteckt hat, erreicht werden können, indem sie die Wirksamkeit der Investitionen in die allgemeine und berufliche Bildung, das lebensbegleitende Lernen und die Entwicklung des Humankapitals und der Arbeitskräfte erhöht.“⁵ Sichergestellt soll werden, dass die im Rahmen der geforderten lebenslangen Lernprozesse notwendigen Entscheidungen, auch tatsächlich dem Metaziel der optimalen Vorbereitung des Humankapitals auf seine Verwendung untergeordnet sind – lebenslange „beratende Unterstützung“ der Menschen bei ihren „Bildungs-, Ausbildungs- und Berufsentscheidungen“ scheint den zuständigen Gremien der EU ein diesbezüglich durchaus Erfolg versprechendes Rezept zu sein.

Das Instrument der sozialen Steuerung in der Kontrollgesellschaft ist das Marketing. Während sich in der Disziplinargesellschaft ein „anständiges Gesellschaftsmitglied“ durch das Bemühen ausgewiesen hat, den Erwartungen der ihm jeweils vorgesetzten Instanzen zu entsprechen, entscheidet sich gesellschaftliche Integration in der Kontrollgesellschaft über die mehr oder weniger gegebene Marktgängigkeit. Die nunmehrige Schlüsselfrage lautet: Was ist mein (Markt)Wert? Wobei sich dieser im weltweiten System der Vernetzung zunehmend gar nicht mehr primär als Geldgröße ausdrückt, sondern verstärkt als unterschiedlich gegebene „Zugangsberechtigung“ in Erscheinung tritt – als ein am Chip gespeicherter Code, der mit Hilfe von Kreditkarte, Handy und Internetanschluss oder einem sonstigen digitalen Schlüsselsystem in mehr oder weniger hohem Maß die Möglichkeit des Zugriffs auf Güter, Dienstleistungen und Informationen schafft.⁶ Wer den Kriterien des Vermarktungssystems nicht entspricht, kann bestenfalls noch in einer Schattenwelt vegetieren, weitgehend abgekoppelt von den marktvermittelten Möglichkeiten, denn vom Markt belohnt wird nur, wer bereit ist, sich ganzheitlich am Markt zu opfern, und wessen Opfer vom Markt auch an-

genommen wird! Indem aber auch Gefühlswelt und Geselligkeitsbedürfnis des postmodernen Menschen immer stärker in warenförmiger Form im Bild-, Unterhaltungs-, Spiel- und Eventkulturbereich vermarktet werden, bedeutet „limited Access“ nicht bloß eingeschränkte materielle Möglichkeiten; letztendlich bedeutet nicht oder nur eingeschränkt „frei geschaltet“ zu sein verringerte Lebensmöglichkeiten im vollen Umfang seiner Bedeutung!

Flexibilität

Im disziplinargesellschaftlich-industriellen Kapitalismus bestand die Grundvoraussetzung, um im Konkurrenzkampf erfolgreich zu sein, darin, seine rationalen Fähigkeiten bestmöglich den *vorab definierten* Vorgaben einer möglichst hohen Position im hierarchischen Gefüge des Industriekapitalismus anzupassen. Im sich derzeit herausbildenden kontrollgesellschaftlich-postindustriellen Kapitalismus reicht es für den Erfolg jedoch nicht mehr aus, nach einem entsprechenden Ausbildungsprozess bescheinigt zu bekommen, eine in einem Fachgebiet zur Meisterschaft gelangte – gereifte – Persönlichkeit zu sein. Zu einem/einer Gewinner/in wird man im postindustriellen Kapitalismus nur, wenn man die Fähigkeit entwickelt, sich darüber hinaus permanent den Konjunkturen des Marktes anzupassen. Lautete die Metaforderung der Disziplinargesellschaft „Unterordnung“, heißt sie in der Kontrollgesellschaft „Flexibilität“. Genau deshalb erscheint heute der prototypische Lehrer – derjenige, der die ihm Anvertrauten an definierte Vorgaben heranführt – zunehmend anachronistisch, und deshalb wird auch von allen Seiten gefordert, dass er sich schleunigst zu einem (Lern)Coach wandeln soll. Nicht der Lehrer, sondern der Berater entspricht den Strukturen der Kontrollgesellschaft – er orientiert sich nicht an einem Kanon ausgewiesener Fähigkeiten und Fertigkeiten, die jemand entwickeln soll, er hilft bloß dabei, die je eigenen Stärken und Schwächen optimal an die aktuellen Erfordernisse des Marktes anzupassen. So wie im postindustriellen Kapitalismus die zeitlich limitierte Schule und Ausbildung dem lebenslangen Lernen und der permanenten Weiterbildung weichen muss, werden auch die Lehrer/innen zunehmend von den Beratern/innen abgelöst.

Um die These nachvollziehen zu können, dass in der Kontrollgesellschaft zunehmend die Zunft der Berater/innen in

die Rolle der zentralen Sozialisationsagent/innen schlüpfen und die Lehrer/innen aus der Funktion, die gesellschaftlichen Ordnungen und Machtverhältnisse nachhaltig in den Köpfen der Menschen zu verankern, verdrängen werden, ist es notwendig, die dem aktuellen Beratungsboom Pate stehende Philosophie zu verstehen. Beim eingangs skizzierten Beratungshype handelt es sich ja nur zum Teil um eine Ausweitung der klassischen Expert/innenberatung, wie sie beispielsweise beim Steuer-, Versicherungs- EDV- oder Finanzberater/in stattfindet. Zwar lassen sich auch in diesen „harten“ Beratungsbereichen gewisse Ausweitungen beobachten, dennoch ist es nicht das klassische Rat-Geben – bei dem sich jemand von einem besonders qualifizierten Fachmann sagen lässt, wie sich ein Problem optimal, dem aktuellen Expertenwissen entsprechend, bewältigen lässt –, das sich zunehmend zu einer zentralen Interaktionsform der Gesellschaft entwickelt. Überwiegend verweist der Begriff Beratung heute auf eine *non-direktive* Art der Unterstützung. Beratung in diesem Sinn gibt nicht Empfehlungen, dies oder jenes zu tun, sie versteht sich als „Hilfe zur Selbsthilfe“ – „Nicht-Bevormundung“ des Ratsuchenden gilt als ihr wichtigstes Prinzip. Diese als Prozessberatung bezeichnete Form ist dadurch gekennzeichnet, dass keine Lösungsvorschläge vorgegeben werden, sondern sich die Berater/innen nur als „professioneller Beistand“ begreifen, der die Klient/innen dabei unterstützt, selbst Problemlösungen zu entwickeln.

Was idealtypische Berater/innen somit von (klassischen) Lehrer/innen unterscheidet, ist, dass sie nicht mit dem Anspruch auftreten, jemandem zu sagen, „wo es lang geht“. Im Gegensatz zu Lehrer/innen, die Expert/innen für ein bestimmtes „Fach“ sind, sowie zu Ratgebenden Autoritäten, die einen „richtigen Weg“ auf Grundlage verbindlicher (Fach)Prinzipien weisen, sind postmoderne Berater/innen – da sie ihre Unterstützungsleistung ja für die unterschiedlichsten Problemlagen anbieten – meist gar nicht in der Lage, eine aus fachlicher Sicht optimale Lösung vorzuschlagen. Die in anwachsender Zahl und unter unterschiedlichsten Titeln auftretenden Beratungsdienstleister/innen versprechen auch nur selten, für spezifische Problemstellungen die jeweils passende Lösung parat zu haben, sondern sie präsentieren sich in der Regel bloß als Expert/innen für das Problemlösen selbst. Sie unterstützen ihre –

wie es im aktuellen Ökosprech nicht untypisch heißt – Kund/innen bei der Entscheidungsfindung nur mit Verfahrensvorschlägen zur Operationalisierung von deren Problemen. Selbst das wertfreie Aufzeigen von Lösungsalternativen gilt in der non-direktiven Beraterzene verschiedentlich schon als unzulässige Beeinflussung der Ratsuchenden. Aufgabe von Berater/innen sei bloß, eine Atmosphäre zu schaffen, in der sich der/die Klient/in bzw. Kund/in angenommen und sicher fühle, und ihm/ihr Vertrauen zu signalisieren, dass er/sie seine/ihre Probleme selbst zu lösen imstande sei. Mit dem Hinweis, dass jeder „echte“ Ratschlag ein Machtgefälle kreieren und die Souveränität der Ratsuchenden untergraben würde, wird argumentiert, dass die Entscheidung, was zu tun sein, dem/der Kund/in letztendlich niemand abnehmen darf, er/sie allein sei für die Lösung der Probleme zuständig und müsse den für ihn oder sie besten Weg selbst finden.

Maßstäbe des Status quo

Genau darin liegt aber die Crux der Sache: In postmodernen Beratungsprozessen existiert niemand, der aufgrund von mehr Wissen oder mehr Erfahrung für sich in Anspruch nehmen kann, den „richtigen“ Lösungsweg zu kennen – auf welches Kriterium der Evaluation baut aber dann die schlussendliche Annahme der Kund/innen auf, nach dem Beratungsprozess besser als vorher zu wissen, was sie tun sollen? Zur Verdeutlichung: Woraus könnte ein/e Lernende/r die Befriedigung schöpfen, selber einen Lösungsweg für eine Rechenoperation gefunden zu haben, wenn weit und breit niemand vorhanden ist, der ihm/ihr – aufgrund dessen, dass er ein mathematischer Experte ist – die Rückmeldung geben kann, dass das Ergebnis seiner Rechenoperation tatsächlich richtig ist? Ohne Kriterium, an dem sich beweist, dass eine Lösung richtig ist, gibt es keinen befriedigenden Lösungsweg! Die von der postmodernen Skepsis gegenüber objektiven Wahrheiten getragene, in der Prozessberatung praktizierte Abstinenz gegenüber normativen Wertungen verweigert aber genau dieses Kriterium. Die Professionalität des Beraters wird ja darin gesehen, Stellungnahmen bezüglich richtig-falsch, gesund-krank oder normal-abnormal im Klientenverhalten zu vermeiden. Indem sich Berater/innen in dieser Form weigern, als Autorität – als jemand, der hinsichtlich der Problemstellung mehr weiß

– zu agieren, können sie weder eine Gegenautorität zu den gängigen gesellschaftlichen Erwartungen abgeben oder zu deren Hinterfragen anregen, noch können sie eine Instanz darstellen, an der Klient/innen sich „messen“ und damit ein Hinterfragen der gesellschaftlichen Normalität üben können. Als Kriterium, an dem sich die „Richtigkeit“ der im Beratungsprozess generierten Lösung beweist, bleiben somit letztendlich nur die Maßstäbe des Status quo übrig!

Das, was da an allen Ecken und Enden als Beratung angeboten wird, ist also keineswegs so ergebnisoffen, wie vielfach getan wird – durch Beratung werden Individuen systematisch den gesellschaftlichen Erwartungen unterworfen! Während die Zurichtung der Köpfe in der Disziplinargesellschaft die unumstrittene Domäne von Lehrer/innen war, wird dieses Geschäft in der Kontrollgesellschaft von Berater/innen (bzw. von Lehrer/innen, die den Habitus von Berater/innen angenommen haben) übernommen. Und wurden den Menschen die Vorgaben des Status quo vordem mit den harten Methoden der Disziplinierung eingebläut, geschieht dies nunmehr durch die weichen Methoden der professionellen Befriedigung des menschlichen Urbedürfnisses nach Beziehung; die „Werkzeuge“ der Berater – Empathie, Vertrauen, Wertschätzung, ... – stammen ja nicht zufällig durchwegs aus der „Beziehungskiste“. Es greift deshalb viel zu kurz, den Beratungsboom bloß als Reaktion auf den aktuell stattfindenden, durch anwachsende Unsicherheiten gekennzeichneten Wandel wahrzunehmen. Er ist keineswegs bloß „unschuldige“ Antwort auf diesen, sondern ganz wesentlich dessen Triebkraft! Berater/innen sind die Geburtshelfer/innen für die in der postindustriellen Gesellschaft geforderte permanente Selbstmodernisierung der Individuen. Sie sind die postmodernen Agenten der Normalisierung, die ihren Kund/innen auf sanfte – non-direktive – Art das Gift der Entmündigung einträufeln.

Die jeder Beratung zugrunde liegende Botschaft lautet: Unbefriedigende Situationen lassen sich durch Selbstveränderung optimieren. In einer Gesellschaft, die auf den Prämissen des Kosten-Nutzen Kalküls und der Marktkonkurrenz aufbaut, heißt das, sich im Sinne einer verbetriebswirtschaftlichten Lebensführung ständig um eine Verbesserung der Selbstvermarktungsfähigkeit bemühen zu müssen. Beratung war erfolgreich, wenn der Beratene gelernt hat, sein Verhalten da-

hingehend zu optimieren, dass er im Kampf jede/r gegen jede/n von der Verlierer- zur Gewinnerseite wechselt. Die Welt der „lifelong guidance“ ist untrennbar verknüpft mit dem zynischen Menschenbild des „survival of the fittest“. Beratung orientiert sich nicht an einem würdevollen Leben für alle, sondern am Sieg eines in Beratung stehenden Einzelnen oder einer als Kampfeinheit verbundenen Gruppe. Die Situation des/der Beratenen soll sich relativ zu der von anderen verbessern – das System, in dem das, was als „gutes Leben“ zählt, jeweils nur um den Preis möglich ist, dass andere zu Verlierer/innen gemacht werden, wird dabei in keiner Weise in Frage gestellt. Beratung steht in engem Konnex zum sich aktuell verschärfenden Konkurrenzkampf und fördert massiv das postmoderne Leitbild des „unternehmerischen Selbst“⁷ – permanent gilt es die eigene Marktgängigkeit zu optimieren, um auf den diversen Verwertungs- und Aufmerksamkeitsmärkten konkurrenzfähig zu sein. Im Sinne des Slogans einer bekannten Autofirma „Wer aufgehört hat, besser zu sein, hat aufgehört, gut zu sein“, gibt es für Marktfähigkeit aber kein Optimum – Beratung bleibt somit immer angezeigt. Und wer sich dieser Einsicht verweigert, braucht eines ganz gewiss, nämlich Beratung!

Anmerkungen

- 1 Titel eines Textes in: NZZ-Folio: Berater. Die Souffleure der hilflosen Gesellschaft. Februar 2006, S. 16ff.
- 2 Coaching im Betrieb. Professioneller Beruf oder nur Hilfe zur Selbsthilfe? In: <http://oe1.orf.at/highlights/53679.html> (20.07.2007).
- 3 Tenzer, Eva: Gut beraten? In: Psychologie Heute 12/2003, S. 20.
- 4 Titel einer 1985 publizierten Aufsatzsammlung von Jürgen Habermas, in der dieser in den Entwicklungen in Politik und Gesellschaft einen neokonservativen Umschwung diagnostiziert und die Gesellschaft mit einem neuen autoritären Rechtsverständnis, einer Krise des Wohlfahrtsstaats und dem Verlust utopischer Energien konfrontiert sieht.
- 5 Entwurf zu einer Entschließung des Rates der EU über LLG.
- 6 Vgl. dazu insbesondere: Rifkin, Jeremy: Access. Das Verschwinden des Eigentums. Frankfurt am Main: Campus, 2000.
- 7 Vgl.: Bröckling, Ulrich: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main 2007.

Dieser Artikel erscheint auch im schulheft 127.

Zwangsarbeit ante portas

von Maria Wöflingseder

Wer früher ohne Job war, war ein Versicherungsfall und wurde am Arbeitsamt wie ein Versicherungskunde behandelt – im Großen und Ganzen höflich, zuvorkommend, jedenfalls ohne Repressalien. Heute aber – wo sich das Arbeitsamt Arbeitsmarktservice (AMS) nennt und die Arbeitslosen großspurig als „Kunden“ tituliert werden, begegnet man ihnen als Schuldigen, die Räson gebracht werden müssen. Die Pädagogisierungsmaschinerie wurde hochgefahren. Das Arbeitsmarktservice gebärdet sich in der Tat wie eine Institution *Schwarzer Pädagogik* denn wie eine Service-Einrichtung. Die Zwangsbehandlungen laufen auf Hochtouren. Die Ausgaben der „aktivierenden Arbeitsmarktpolitik“ haben sich von ca. 120.000 Euro im Jahr 1999 auf jährlich ca. 900.000 Euro seit 2005 erhöht.

Die menschenverachtende, zynische Bartensteinsche Lügenpropaganda über die kontinuierlich stark sinkenden Arbeitslosenzahlen, die monatlich via ORF hinausposaunt wird, geht gelegentlich sogar einer Landesorganisation der ansonsten sehr schweigsamen Arbeiterkammer zu weit. Die AK Oberösterreich ließ das Wirtschaftsforschungsinstitut diese offensichtlich völlig unrealen Zahlen prüfen. Dieses kam sogleich auf ein Drittel mehr. Allerdings rechnete man auch dort jene nicht mit, die Arbeit suchen, aber nicht arbeitslos gemeldet sind, da sie keinen Anspruch haben, weil der Partner zu viel verdient oder sie selbst noch nie arbeitslosenversichert waren. Das sind noch einmal 120.000. Insgesamt also 440.000 anstatt der offiziellen 204.840. Nicht berücksichtigt ist in dieser Zahl außerdem noch, dass sehr viele Beschäftigte als Notlösung nur Teilzeitjobs haben, von denen sie nicht leben können. Weiters werden Präsenz- und Zivildienster sowie Karenzierte als Beschäftigte gezählt. (Vgl. <http://oesterreich.orf.at/stories/232990/> vom 2.11.2007)

Per 1. Jänner 2008 werden mit dem in Kürze zu novellierenden Arbeitslosenversicherungsgesetz auch in Österreich Verhältnisse etabliert werden, die den deutschen Maßnahmen Hartz IV ähneln. Außerdem gibt es bereits ein Urteil des Verwaltungsgerichtshofs, das Arbeitslose, die um Berufsunfähigkeits- bzw. Invalidenpension angesucht haben, in den sechs Monaten bis zur Genehmigung oder Ab-

lehnung nicht aus den Fängen des AMS entlässt, sondern diese müssen währenddessen weiterhin dem Arbeitsmarkt, sprich dem AMS, zur Verfügung stehen. Ein Novum in der Politik des VwGHs, der bis dato in seinen Urteilsprüchen dem AMS, vor allem was die zahllosen Sperren der Unterstützung und die Zuteilung zu Maßnahmen betrifft, schlicht Gesetzesbruch bescheinigt hat.

Früher bestand die jährliche Maßnahme in einem sechswöchigen Einzelcoaching, das einmal wöchentlich für 90 Minuten zu besuchen war. Das reicht laut Gesetz, damit aus Langzeitarbeitslosen wieder frische Kurzarbeitslose werden. Mit diesem Winkelzug gibt es zur Zeit nur 5.800 Langzeitarbeitslose, aber 45.000 Langzeitbeschäftigungslose – letztere sind für die Vorgaben der EU-Politik jedoch irrelevant.

Jetzt aber begnügte man sich nicht mehr mit Schmalspur-Maßnahmen. Es gibt ja genug Geld, um es den Kursinstituten in den Rachen zu stopfen, und so liegt das Zeitminimum bei der Maßnahme nun bei fünf Wochen mit werktäglich fünf Stunden, das Maximum bei zwölf Wochen ganztags. Während vielen vom AMS gesagt wird, Fachkurse, Sprachkurse etc. gebe es zur Zeit überhaupt nicht, bekommen andere solche sehr wohl. Das heißt, trotz der Direktiven von oben sind die Arbeitslosen nach wie vor weitgehend der Willkür der einzelnen Betreuer ausgeliefert. So kommt es umgekehrt auch vor, dass Langzeitarbeitslose gar nicht in die übliche jährliche oder halbjährliche Maßnahme geschickt werden.

In eine Maßnahme gesteckt zu werden, ist auch für die geübtesten Reflektierten und Distanzierten jedes Mal von Neuem ein Erlebnis, das einem nach anfänglicher Belustigung in eine depressive Verstimmung versetzt. Außer Diebstahl an Lebenszeit haben Maßnahmen auch gewisse Pikanterien zu bieten. Demonstration am eigenen Beispiel: Letztes Jahr wurde ich bei der „Gemeinnützigen Arbeitskräfteüberlassung Job-TransFair“ mangels passender Jobangebote nicht aufgenommen. Dieses Jahr aber hat die Geschäftsführerstellvertreterin für mich aufs richtige Pferd gesetzt. Beim Recruiting des „Personalservice itworks“, einer der größten Institutionen,

durch die möglichst viele Arbeitslose geschleust werden, wurde ich wie von einem Headhunter umworben. Von den mir so schmackhaft gemachten zahlreichen Jobangeboten, von denen sonst niemand wisse, habe ich aber während des Kurses kein einziges zu Gesicht bekommen. Fünf Wochen lang pilgerte ich von Meidling in die Brigittenau, um dort im offenen Strafvollzug des AMS meine täglichen fünf Stunden abzusetzen. Und zwar akkurat in jenes Gebäude, in dem ich anno dazumal – lang, lang ist's her – in den Redaktionen der *Volksstimme*, der *Stimme der Frau* und von *Weg und Ziel* meine Artikel ablieferte. Im altehrwürdigen Haus der KPÖ, im Schütte-Lihotzky-Trakt – benannt nach der über 100 Jahre alte gewordenen Architektin des Hauses residieren nun unter anderem „itworks“ und die „ÖSB Consulting GmbH“ – erstere eine Tochter letzterer. Die „ÖSB Consulting GmbH“ wurde übrigens Ende der Siebziger Jahre von Karl Zehetner als „Österreichische Studien- und Beratungsgesellschaft“ gegründet, um selbstverwalteten Betrieben mit betriebswirtschaftlichem Rat zur Seite zu stehen. Daraus ist nun stinknormales Business geworden – von Gesellschaftskritik nicht ein einziges Molekül übrig geblieben.

In unserer „Wake up-Workshop“ genannten Maßnahme fehlten allerdings oft die Weckrufer. In der ersten Woche war die Trainerin auf Urlaub. Nottdürftig versorgte uns der Kundenbetreuer, aber stundenlang saßen wir wartend, ohne zu wissen, was überhaupt passieren soll. Zwei bis zweieinhalb Stunden *täglich* wurden wir aber ohnehin nur vor die Glotze gesetzt, um online Jobs zu suchen und uns zu bewerben – in einem engen, stickigen Raum mit 25 PCs. „itworks“ will bzw. braucht offenbar gar nicht einmal den Schein von Professionalität erwecken. So großes Chaos, so viel Inkompetenz und Wurstigkeit, so eklatante Widersprüchlichkeit haben auch die erfahrensten Maßnahmen-Hopper noch nicht erlebt. Aber soll man sich beschweren? Ist das größte Zeitotzschlagen nicht noch das kleinere Übel gegenüber der Alternative Zwangspädagogisierung durch dilettantische TrainerInnen, die – wir „Kunden“ waren einhellig der Meinung – draußen am freien Markt nicht die geringste Chance hätten.

Unsere Betreuerin setzte auf die bewährte Zuckerbrot- und -Peitsche-Methode. Sie teilte unsere teilweise horrenden Erfahrungen am AMS voll und ganz, hätschelte und bedauerte uns, weinte sich ihrerseits bei uns aus – auch sie war lange arbeitslos –, um im selben Atemzug fortzufahren: „Wer arbeitslos ist, macht etwas falsch!“ „Vielleicht wenden Sie die falsche Strategie an.“ „Da zu 75 Prozent der persönliche Eindruck bei einem Vorstellungsgespräch darüber entscheidet, ob man einen Job bekommt, muss Ihr Selbstwertgefühl und Ihre soziale Kompetenz brillieren. Andernfalls müssen Sie an sich arbeiten. Das kann mitunter ein jahrelanger Prozess sein.“ „Wenn Sie depressiv geworden sind, weil sie noch immer keinen Job gefunden haben, müssen Sie psychotherapeutische Hilfe aufsuchen, ansonsten finden Sie gar keinen Job mehr.“ – Das heißt, wenn also die Pädagogisierung nicht mehr ausreicht, tritt die Psychiatrisierung auf den Plan. Jede Abweichung von der Norm wird als krank bezeichnet (vgl. Anna Mitgutsch: Gnadenloses Wohlbefinden, in: *Der Standard*, 6./7. Okt. 2007, S. 38). Insbesondere wird schließlich Gesellschaftskritik psychiatrisiert. Dieses Resümee zog auch Günter Wallraff über sein Leben in den „Menschenbildern“ (Radio Ö1, 4. Nov. 2007).

In unserem Kurs folgte eine kleine Vorlesung zum Thema „Ziele“ aus dem Buch „Mit NLP zum politischen Erfolg“, einem Ratgeber für Politiker (ÖGB Verlag von Hebenstreit, Mernyi, Niedermair, 4. Aufl. 2006). „Misserfolg ist nur ein verkleideter Erfolg! An den Erfolg glauben! Misserfolg gibt es nicht! Das Ziel muss sinnvoll (sinnlich) sein.“ In jedem Kurs wird einem Abraham Lincoln als Vorbild vor Augen gehalten, dessen Weg zum Präsidentenamt jahrzehntelang mit den größten privaten und beruflichen Misserfolgen und Tragödien gepflastert war. Zwei Blätter mit Fragen mussten wir beantworten, darunter: „Was ist Ihr Ziel? Was wollen Sie erreichen? Wo wollen Sie hin? Was ist Ihr Traum? – Wenn Sie das Ziel erreicht haben: Wie sieht es aus? Wenn Sie das Ziel erreicht haben: Was hören Sie? Wenn Sie das Ziel erreicht haben: Wie fühlt es sich an? Wenn Sie das Ziel erreicht haben: Wie riecht es, was schmecken Sie?“ – Die fehlende Sinnlichkeit im Leben wird einfach herbeihalluziniert, in ein Job-Gespinnst hineinhalluziniert.

Nur nicht aufgeben! Jobsuchen ist ein Fulltimejob! Und die Zeit für Weiterbildungen nützen! So war auch die Berufsberatung beim bfi nichts als PR für die haus-

eigenen Kurse. Die Beratung beim BIZ (Berufsinformationszentrum des AMS) bestand in der Darreichung der entsprechenden Kataloge mit dem vielversprechenden Titel „Jobs für die Zukunft“. Im Kleingedruckten war allerdings bei vielen Berufen vermerkt, der Markt sei gesättigt oder in Österreich gebe es kaum derartige Stellen.

Von den 23 KursteilnehmerInnen haben gerade einmal drei einen Job bekommen – mehr oder weniger Hilfsarbeiterjobs. – Eines ist „itworks“ allerdings zu Gute zu halten: Arbeitslose müssen sich nicht, wie vom AMS verlangt, in völlig berufsfremden Branchen bewerben. Ansonsten aber werden die Anforderungen des AMS blindlings erfüllt. Hauptsache möglichst viele Kunden sitzen ihre Zeit kostengünstig – sprich mit wenigen TraineeInnen – ab, weil es sich ansonsten für die Kurs-Firma nicht rechnet.

Mit gelegentlicher Ausnahme der Betroffenen fragt niemand, was wer davon hat, wenn Arbeitslose massenhaft zwangsbehandelt und untertags kaserniert werden. Die Sinnhaftigkeit der beruflichen Tätigkeit zu hinterfragen, scheint überall auf Null gesunken zu sein. Beängstigend, wie Menschen sich unterordnen unter ein System, wie sie all ihr Können und ihre Fähigkeiten dazu nutzen, etwas zu tun, das sie aus freien Stücken nie tun würden. Die Diktatur unserer ganz normal demokratischen Marktwirtschaft bewegt sie dazu. Die Richtung des Denkens ist heute strikt vorgegeben. Gedacht soll nur werden, was nützlich im Sinne einer höchst bedrohlich gewordenen Verwertbarkeit ist. Ob der Mitarbeiter der Kreativwirtschaft das gemeint hat, als er den Werbeslogan „Mehr Raum für neues Denken“ anlässlich der Fertigstellung des Gebäudes der „schwarzen“ Bildungsinstitution WIFI (Wirtschaftsförderungsinstitut der Wirtschaftskammer) entwarf, durch dessen „Tor“ man „zum Olymp des Erfolgs“ gelangt? – Das „rote“ Pendant bfi (Berufsförderungsinstitut der Gewerkschaft und der AK) setzt in seiner Werbestrategie einmal mehr auf die Sinnlichkeit: „Entdecken Sie die Lust am Lernen!“ Und die VHS verspricht schließlich: „Fit durch Weiterbildung“, insbesondere für 50 plus ein Muss.

Wenn all die Maßnahmen, die zahlreichen (oft völlig illegalen) Sperren des Bezugs, der Zwang zum lebenslangen Lernen und die anderen Methoden, Arbeit zu simulieren, wo es nichts mehr zu arbeiten gibt, weil die Form unseres Wirtschaftens in der Irre gelandet ist, nicht mehr ausreichen, dann wird Zwangsarbeit verfügt. Der neue Gesetzesentwurf sieht u.a. Fol-

gendes vor: Arbeitslose werden gezwungen, Betreuungseinrichtungen und Personalvermittlern zur Verfügung zu stehen und Jobs mit sämtlichen freien Verträgen anzunehmen; Mindestlohn oder Kollektivvertrag muss keiner mehr bezahlt werden. Diese reichen nicht zum Leben und liegen oft unter dem Niveau der Notstandshilfe. Die Arbeitslosen werden also zur billigen und willigen Reservearmee der Wirtschaft. Weiteres wird die Feststellung der Arbeitswilligkeit auf die Dienstleister ausgelagert, was der Willkür Tür und Tor öffnet und Rechtsmittel gegen die Sperre der Unterstützung werden praktisch unmöglich. In Hinkunft muss auch für einen Teilzeitjob eine tägliche Fahrzeit von vier Stunden in Kauf genommen werden. Und schließlich können alle Langzeitarbeitslosen zu gemeinnütziger Arbeit gezwungen werden.

Es gibt kaum einen gesellschaftlichen Bereich, der dermaßen der kollektiven Verdrängung und Verleugnung unterliegt wie Arbeit, Arbeitslosigkeit, der Umgang mit Arbeitslosen und überhaupt die komplette Durchgeknalltheit, mit der auf veränderte gesellschaftliche Bedingungen reagiert wird. Haben wir nicht die Rationalisierung der notwendigen Tätigkeiten seit Menschengedenken angestrebt? Jetzt sind wir endlich so weit, dass alle Menschen auf der Erde mit geringem Aufwand gut versorgt werden könnten. Bildung oder die Sorge um Kinder, Kranke und alte Menschen und vieles andere kann jedoch nicht rationalisiert werden, genauso große Blödigkeit ist es, diese Bereiche zu kommerzialisieren. Aber daraus Konsequenzen zu ziehen, liegt so weit außerhalb des gesellschaftlich verordneten Denkhorizonts wie die nächste Galaxie.

André Kaminski lässt in seinem grandiosen Roman „Nächstes Jahr in Jerusalem“ (1986) seine junge Heldin Malwa am 12. Dezember 1913 anlässlich der „unbeschreiblich dürftigen Gedanken“ ihres Verehrers, eines untertänigen Offiziers der k.u.k. Monarchie, ins Tagebuch schreiben: „Ich bin bald zweiundzwanzig und weiß nun mit Gewissheit, dass man entweder gegen den Strom denkt oder überhaupt nicht.“

Ein Beitrag von Maria Wöflingseder zu den Maßnahmen des AMS und ihren ideologischen Hintergründen findet sich im **schulheft Nr. 127**.
Siehe auch: www.streifzuege.org/texte_andere/str_autor_woelf_0709_schulheft_ams-massnahmen.html

Ein Leben in einer Welt

WIE KRITIK WIRKSAM WERDEN KANN (2. TEIL)

von Lorenz Glatz

Es gibt viel mehr Menschen, denen die Ergebnisse und Früchte der herrschenden Ordnung falsch, gefährlich, ja unerträglich erscheinen, als es Leute gibt, die es für möglich halten, sie zu ändern und es auch versuchen. Es ist die Ordnung der Beziehungen, der Verhältnisse unter uns Menschen und vor allem die entsprechende Ordnung in jedem von uns, die nicht passt, die lähmt, unglücklich und mutlos macht. Kritik an Herrschaft und Kapital und ihren vielfältigen Instanzen – nur solche Fundamentalkritik ist im Folgenden gemeint – zielt auf Beseitigung. Diese Kritik bezweckt die Demontage der destruktiven Maschine Gesellschaft und einen gewaltigen Entwicklungsschub von uns Menschen, die diese Maschine täglich zugleich bauen und erleiden. So wurde es im ersten Teil behauptet. Dazu noch drei verstreute, Gedanken verschiedener Tragweite, destruktive einerseits, aber mit dem Zweck, „Hoffnung in den Trümmern“ aufzusuchen und freizulegen.

(Selbst-)Beherrschung

Die wirksamste Seite der Herrschaft und ihrer Verhältnisse ist unsere Selbstbeherrschung. Im Norm(al)fall, wenn wir gut funktionieren, gut drauf sind, führen wir uns im Denken und in unserem Umgang miteinander als (zumindest sich selbst be)herrschendes Selbst auf. Zwischen den Apologeten dieser Gesellschaft und ihren Kritikern ist da oft wenig Unterschied. Überhaupt können „Checker“ Sozialkritik meist besser denken und formulieren als die „Lazaruse“ der Gesellschaft. Dabei haben die ersteren das „freilich“ und „eigentlich“ nicht gar so dringend nötig. Man kommt ja selbst doch irgendwie zu recht, aber man kann, soll, muss es sich natürlich noch hier und da und überhaupt verbessern. Vor allem für die anderen, die schlechter drauf und dran sind.

Denn Checkerkritik ist sozial, es geht ihr um Erkenntnis der Verhältnisse, ihrer Logik und Dynamik, um daraus in Arbeitsteilung von Theorie und sozialer Bewegung die Bedingungen für den Bau der „besseren Welt“ zu entwickeln. Es wär doch schon was, wenn es wenigstens keiner schlechter ginge als mir schon jetzt,

alle ihr Leben mindestens so checkten wie auch ich. Wollten die an den Klippen der Gesellschaft Scheiternden und die kopflos Aktiven nur mittun, die Ränder der Wege zur besseren Welt sind leidlich deutlich abgesteckt, sind meist auch in Büchern nachzulesen, werden auch gerne referiert.

Manchmal freilich fällt (Selbstbe)Herrschen schwer und erscheint uns gewissermaßen als Selbstlosigkeit. Wir „Selbste“ kommen uns dann leer vor und vor allem als Vollstrecker dessen, was herrschende Logik eben so verlangt, banal: was halt von uns erwartet wird, mit unseren Wünschen, die wir dann seltsamerweise nicht recht kennen, nichts zu tun hat. Hier begegnen wir wohl dem beherrschten Selbst. Es ist, wenn alles halbwegs rund läuft, „besser zu vergessen“. Es ist unspürbar, verleugnet und versteckt. Wenn es sich bemerkbar macht, dann als Störung, als Dysfunktionalität des laufenden Betriebs. Als „Hintergrundgräusch“ ist das bei den meisten gar nicht abzustellen, wenn die Störung aber überhandnimmt, soll man sich wie bei einer Grippe in aller Privatheit auskurieren, sich wieder „einkriegen“, wieder „gesellschaftsfähig“ machen.

Das Problem ist, dass der kritische Betrieb, auch seine theoretische Abteilung, diesen Vorgang mit dem affirmativen teilt. Hier liegt vermutlich ein wichtiger Grund dafür, warum so viele Anläufe zur Änderung des Unzumutbaren – ich meine die Herrschaft und ihre bisher sachlichste Form, die Warengesellschaft – bloß zu neuen Varianten des Alten geführt haben. Gewichtiger jedenfalls als dass vielleicht zu wenig über Gesellschaftsordnungen gedacht, geforscht und erkannt worden wäre. Ja, es läuft darauf hinaus: Emanzipation, Befreiung, die legendäre „andere Welt“, den Kommunismus wird es in der einen Welt und dem einen Leben, die wir haben, nur geben, wenn Verstörung und Gestörtes gerade in kritischen Menschen nicht herrschaftskonform verdrängt, sondern ans Licht gebracht werden. Nicht um per Psychotherapie „hysterisches Elend in gemeines Unglück zu verwandeln“ (wie Freud sagt), sondern um Kraft für Widerstand zu gewinnen und um wenigstens in nuce die Beziehungen unter uns befriedigend, erfreulich, liebevoll, solidarisch...

und damit Kritik erst wirklich handlungsfähig zu gestalten. Das ist vielleicht der subversive Kern von Gesellschaftskritik. Ihn zu bilden, zu gestalten und zu schützen, braucht es Vorstellungen, Begriffe, Vorgangsweisen und Versuche und abermals Versuche. Wenn anderes als das Herrschende nicht jetzt schon – als „Vorschein“ wenigstens – erlebbar wäre, hätte Kritik keine Chance. Wenn Freundschaft ohne Außenfeind nicht jetzt schon – hie und da, aber doch – zu haben wäre, bliebe Konkurrenz ein Muss und die Menschheit als eine vom Wert arrangierte Monaden-sammlung der Weisheit letzter Schluss.

Es ist möglich, hier ein Stück weiterzukommen. Auch unter Kritikern glaubt sich nicht jeder Macher stets sein Image selber, nicht jeder Powerfrau ist ihr heimliches Unglück unbekannt und nicht alle, die „ausrasten“ oder „rausgebissen“ werden oder zwischen alledem oszillieren, haben sich in der einen oder andern Weise auch schon aufgegeben. Der souveräne Auftritt als Denker ist so systemkonform wie der in jeder anderen uns zugedachten Rolle, er bringt Kritik nicht weiter und ist auch für jene, die diese Geste eine Zeit lang schaffen, nur das Fake eines guten Lebens. Unsere Empfindungen und Gefühle konstituieren uns als bedürftige Menschen, nur sie lassen uns uns „selbst“ als solche erkennen und handlungsfähig werden, als Menschen, die sich an den Verhältnissen stoßen, weil sie einigermaßen warme emotionale Beziehungen zu Ih-resgleichen und zur Welt brauchen.

Hoffnung und Sinnlichkeit

Um unser Unglück in dieser Gesellschaft zu wenden (die sich rundum glücklich fühlen, sind aus dem Schneider, sie ficht nichts an, solange sie das schaffen), braucht es für jeden Versuch die Hoffnung auf Gelingen. Nicht einmal das Denken wird noch vorankommen, wenn diese fehlt. Denn nicht nur Aktivisten, sondern auch Leute, die den Kapitalismus mit den Mitteln der Theorie bekämpfen, haben dafür das Motiv, dass ihr Tun auch ihr Leben hier und jetzt schön und frei machen soll. Gerade dieses Gefühl der Hoffnung, dieser unklare sinnlich-emotionale Selbstbezug

auf die eigene Bedürftigkeit und Not macht negatives Denken und widerständiges Handeln zur Kritik, zum Teil möglicher Veränderung dieses begrenzten einen Lebens in der einen Welt, die wir haben. Hoffnung erweitert den Horizont wirksamer Kritik beflügelt Fürsorge und Verbundenheit für andere Menschen, über den engen Kreis und über unsere Zeit hinaus. Nur so kann aus dem Zwangskorsett Gesellschaft eine Gemeinschaft (Komune) erahnbar werden, die die Einzelnen immer schon trägt und ihnen Raum für Entfaltung bietet.

Wo dieser Selbstbezug Hoffnung fehlt oder schwindet, wo er nicht als A und O des kritischen Denkens und Tuns gepflegt wird, bleibt Handeln ohne Perspektive, verblasst die Erkenntnis, wird das Denken schwarz und unfruchtbar. Mehr als die kümmerliche Ersatzbefriedigung, den Schönrednern geistig überlegen zu sein und immer schon gewusst zu haben, wie mies alles ist und noch werden wird, ist dann nicht drin. Höchstens bleibt noch der Wahn von Heldentum und Aufopferung oder gar die verzweifelte Verteidigung des unerträglichen Status quo gegen die in ihm vorgezeichnete Entwicklung zu noch mehr Barbarei.

Das Schicksal der Hoffnung hängt allerdings nicht unwesentlich daran, wie gut Analyse und Aktion den vorgefundenen Bedingungen angemessen sind – das ist vielleicht der Knackpunkt – ob sie nicht bloß den Geist, sondern auch Phantasie und Emotion beflügeln können.

Engelhafte Theorie oder kritischer Zusammenhang

Moderne Theorie beruht auf einer strikten Trennung von Subjekt und Objekt, wobei ersteres als reiner erkennender Geist und zweiteres als jeweils passives Etwas fungiert. Die alten Philosophen haben schon die Anfänge dieser Art Erkenntnis als göttlich bezeichnet. Daran stimmt wohl, dass es zu den Möglichkeiten der Menschen nicht recht passt, so zu tun, als ließe sich alles, auch wir selbst, tatsächlich zum bloßen Objekt unseres Geistes machen.

Auf jeden Fall bedienen sich auch die Produzenten kritischer Theorie dieser Konstruktion, auch wenn (oder vielleicht sogar umso mehr weil) sie sich auf ihr Objekt, die Gesellschaft des Werts, nicht affirmativ, sondern rein negativ beziehen wollen. Gerade dadurch geraten sie allerdings als Menschen, die doch in ihrem Leben selbst gestalten möchten, leicht in die Lage

Schrei nach Kapitulation

Tag ein, Tag aus dasselbe Theater: ständig reüssieren, sich präsentieren müssen; und doch permanent dem Untergang geweiht sein: Das Leben als bürgerliches Konkurrenz-Subjekt ist wahrlich kein Zuckerschlecken. Die Warengesellschaft sorgt dafür. Doch was dagegen tun?

Musik-Hören könnte hilfreich sein. In ihrem neuen Album empfiehlt die Hamburger Diskursrock-Band „Tocotronic“ nämlich Folgendes: „Und wenn du kurz davor bist / Kurz vor dem Fall / Und wenn du denkst / Fuck it all / Und wenn du nicht weißt / Wie soll es weitergehen / KAPITULATION“. Moment einmal: ausgerechnet Kapitulation soll die Lösung sein? Das leuchtet nicht gerade ein! Doch der Schein trägt. Bei näherer Betrachtung entpuppt sich der Begriff als äußerst deutungsreich. Zwar ist er normalerweise überwiegend negativ besetzt, denn Aufgeben tun bekanntlich ja nur *Loser*, doch (oder gerade deswegen!) lässt er sich auch gesellschaftskritisch umdeuten. Kapitula-

tion, wie „Tocotronic“ argumentieren, kann als Bruch mit dem Status quo sehr befreiend sein, sowohl auf individueller als auch auf gesellschaftlicher Ebene. Unter Umständen wird damit – wie bspw. ein Blick auf die Vergangenheit offenbart – sogar etwas Furchtbarem ein Ende gesetzt.

„Im Anfang ist der Schrei“, so benennt John Holloway den Dissens als Ausgangspunkt von Verweigerung und Reflexion. Kapitulation als Nicht-mehr-weiter-Machen meint im Grunde das Gleiche, ist jedoch eine viel fragilere Position. Da ihr von vornherein die Machtfrage entrückt ist, eröffnet sich, indem sie ihre eigene Schwäche mitdenkt, ein anderer, tendenziell subtilerer Blickwinkel auf die Welt. Das ist zugleich ihre wesentliche Stärke. Aus Kapitulation wird Rekapitulieren, sich der prekären Lage bewusst zu werden. Damit wäre der erste wichtige Schritt getan. Anschließend kommt es „nur“ noch darauf an, welche Schlüsse daraus gezogen werden, denn die bloße Verweigerung alleine stellt noch keine emanzipatorische Perspektive her.

Ch. W.

des „Engels der Geschichte“, wie ihn Walter Benjamin geschildert hat: „Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm weht vom Paradiese her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, dass der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist *dieser* Sturm.“ (Über den Begriff der Geschichte These IX)

Diese engelhaftige Perspektive auf negative Erkenntnis, modernen Fortschritt und Wehrlosigkeit bereitet als menschliche Lebensform wohl noch erheblich größere Schwierigkeiten. Ich habe kaum Bedenken, dass Theorie statt einer „Festschau“ im alten Wortsinn heutzutage einen derartigen, wörtlich niederschmetternden Anblick bieten muss. Bloß, wie soll da ein Mensch emotional abstinent bleiben, die von der Theorie gebotene Distanz des

Denkens zu seinem sinnlichen Dasein halten können, ohne an seinen verdrängten Ängsten, Leidenschaften und Begierden auf die eine oder andere Weise zu zerbrechen? Noch dazu wenn ihn gerade die Ungereimtheiten und Schmerzen seiner sinnlichen Existenz zu Empörung und zu kritischem Denken gebracht haben. Kritik mit ihrem Focus auf Veränderung kann mit diesem Engel der Geschichte und solcher Theorie wenig anfangen. Eingreiffähige Kritik entsteht unter und zwischen den Trümmern, um im Bild zu bleiben. Ihr Blick kommt nicht von außen, er ist beteiligt und geleitet von dem lebhaften Interesse, hier innen Handhaben zu finden, um in den Lauf der Dinge einzugreifen.

Der Fortschritt in der Geschichte hilft auch da nicht weiter. Er ist Ideologie der Aufklärung einschließlich des Marxschen Historischen Materialismus. Herrschaft und Unterdrückung haben keine historische „Umwegrentabilität“ für die Menschen, die sie erlitten. Sie sind ein Skandal und Gegenstand von Kritik, seit uns Geschichte überliefert ist. Und der Fortschritt der Produktivkraft der Arbeit ist ein Erfordernis von Kapitalverwertung und

Jäger und Sammler des verlorenen Zitates

Der homo academicus verkörpert jenen Typus des Bürgers, der Lesen und Schreiben am intensivsten zu seiner beruflichen Praxis macht und dabei als zu bestaunendes Resultat eine Unmenge an Gescheitheit akkumuliert. Er darf auf einen Platz in dem gesonderten System der Gesellschaft hoffen, das sich der Fabrikation neuer Erkenntnisse verschrieben hat und mit viel symbolischem Kapital verbunden ist.

Die Exemplare dieser Subkultur sind getrieben vom Imperativ, ständig neues Wissen zu erzeugen, geradezu von einem Lesewahn ergriffen. Beschleunigung ist auch in diesem scheinbar vom realen Warenverkehr entkoppelten System ein spürbares Phänomen: Es wird immer schneller gelesen und immer schneller geschrieben. Sogar die Begutachter von wissenschaftlichen Arbeiten haben nicht mehr die Zeit, eine eingehende Prüfung von Art und Stringenz der Begründung zu leisten. Vielmehr wurde

die Begutachtung zu einer Bewertung rationalisiert: Relevant ist die Anzahl der zitierten Quellen; je länger das Literaturverzeichnis, desto gescheiter ist wohl das vorgelegte Forschungsergebnis. Die Arbeit scheint mehr Wert darzustellen, da wohl mehr Lesezeit drinnen steckt. Geprüft wird die Rasananz des akademischen Akkumulationsmechanismus, nicht die Brisanz des Denkens.

Wissenschaftler ähneln zusehends Sammlern, die sich durch den bibliothekarischen Dschungel schlagen, auf der Suche nach Früchten, die sie gewinnbringend in ihren Publikationen zitieren können. Das Buschmesser wetzt der eine schärfer als der andere, um eine Überleitung von Strauch zu Strauch freizuschlagen – wehe, es bleibt einer im Dickicht hängen. Das relativ sicher Ertrag bringende Sammeln wird nur von Waghalsigen unterlassen, zugunsten der riskanteren Jagd nach dem kaum zu findenden brennenden Dornenbusch, dessen göttliches Zitat Anerkennung und Auflage verspricht.

M. Sch.

2000 Zeichen

abwärts

der sozialistischen Revolutionen. Einige tausend Jahre Herrschaft und vier Jahrhunderte Geldwirtschaft lassen kaum sich im Schwung einer Anti-Bewegung hinwegfegen.

Hier braucht es jede Menge praktische Übung und Erfahrung, analysierendes Denken und Debatten. An den vielfältigen Initiativen z.B., die sich seit einiger Zeit als „Solidarökonomie“ zu verstehen beginnen, interessiert denn auch weniger ihre Kleinheit, Widersprüchlichkeit und Unklarheit, oder all das, was sie mit dem alten Graus ja doch gemein haben. Jeden, der raus will aus der herrschenden Malaise, und grad auch jene, die mit dem Anspruch der Kritik debattieren, schreiben und publizieren, könnte mit mehr Gewinn an solchen Initiativen interessieren, wo man was miteinander kann, wo eventuell Neues entwickelt wird im Denken, in Lebensart und Umgang, wie verwandte Initiativen, wie diese mit dem lokalen Umfeld kooperieren, wie sie mit staatlichen Stellen, mit Kapitalvertretern, mit der Polizei umgehen, wo was wie zu unterstützen und zu propagieren wäre, wozu Kritik angemerkt, Hinweise, Hintergründe, Grundlagen erläutert werden könnten, wie eins sich beteiligen, wo wie sich nützlich machen kann. Und für den Umgang der Denker und Schreiber und ihrer diversen „Schulen“ gälte das erst recht.

Worauf es ankäme, wäre ein Zusammenhang von kritischen Menschen, in dem sich die Leute in gegenseitiger Achtung statt mit Verdächtigung, Ironie und Herabsetzung in vielfältiger Weise und verschiedenster Intensität aufeinander beziehen, miteinander kooperieren und die haarigen Probleme eines solchen Umgangs als unabdingbares, „inhaltliches“ Erfordernis auf dem Weg einer emanzipatorischen Bewegung verstehen lernen.

Wirtschaftswachstum, ein Erfordernis, das diese Produktivkraft der Arbeit zur weltbedrohenden Zerstörungsmaschinerie gemacht hat. Wohlbefinden der Menschen, Einfluss auf die Belange des eigenen Lebens, allgemeine sichere Befriedigung von Bedürfnissen, Entfaltung freundschaftlicher Beziehungen und kreativer Fähigkeiten, derlei Reichtum hat der Fortschritt in der Geschichte für die meisten Menschen kaum je vermehrt. All das war seit langem und ist bis heute Ziel von Kritik.

Dass und ob wir die gegenwärtige Gesellschaft der zunehmend destruktiven Herrschaft der Verwertung mit der Auflösung des Wertverhältnisses und von Herrschaft überhaupt beenden können, liegt in keiner Logik der Geschichte. Die kapitalistische Gesellschaft hat ein inneres Zwangsgesetz der wachsenden Verwertung, dem mit allen Mitteln des Friedens und des Kriegs Geltung verschafft wird. Das Kapital mag ja an einer inneren Schranke oder an den Grenzen der Natur scheitern, Herrschaft und Gewalt kommen damit jedenfalls nicht ans Ende. Wie eine solche postkapitalistische Gesellschaft aussehen könnte, ist bislang eher Gegen-

stand der Filmindustrie, und die Erwartungen sind rabenschwarz.

Viele erhoffen sich die Befreiung von Kapital und Herrschaft von der baldigen Entwicklung einer „radikal antikapitalistischen Bewegung“, die mittels Aneignung der Ressourcen mit der Gesellschaft des Gelds und der Ware Schluss macht. Doch so denkt sich eins die Überwindung des Kapitalismus wohl doch zu stark nach dem Vorbild Muster der französischen und



KNL: Kost' Nix,
ist aber nicht umsonst

Emanzipativ ist jene Politik, die kritisch ist, also direkt in das Denken und Handeln (bzw. die Wechselwirkung aus beiden) der Menschen eingreift.

In unserem Geschäftslokal kümmern wir uns um die Umverteilung, die wir meinen und dabei ist uns Hilfe jeglicher Art herzlich willkommen.

Wir suchen NutzerInnen, die unsere Bücherregale und Kleiderstangen von ihrer Last erleichtern, KritikerInnen, die uns helfen uns zu verbessern, sowie Menschen, die „uns“ umfangreicher machen und sich um den Laden und die Gäste kümmern.

Weitere Informationen auf:
www.umsonstladen.at
www.geldlos.at

Kost-Nix-Laden, Zentagasse 26, 1050 Wien, Mo, Do, Fr: 15-20h

Spenden (vorzugsweise regelmäßig) nehmen wir auch gerne an unter:
Verein Solidarische Lebensformen, Konto-Nr: 45 101 22 5006, Bank: Volksbank, BLZ: 43000

Der Kolumbusfalter

von Roger Behrens

Schon zu Beginn der Neuzeit, mit Shakespeare und Cervantes, galt die Literatur als Leitkunst im Kanon der Künste: Die Sprache war das Material, mit dem die Moderne ästhetisch legitimiert wurde; die bürgerliche Hochkultur entwickelte sich wesentlich als literarische Kultur. Mit der Klassik erreicht das seinen Höhepunkt; über die Literatur formiert sich das bürgerliche Subjekt, wird das individuelle Leben mit dem gesellschaftlichen Leben vermittelt. Schillers Forderung, das Theater als moralische Anstalt einzurichten, legt nicht weniger Zeugnis von der Bedeutung der Literatur ab wie die Selbstmordwelle, die Goethes ‚Werther‘ verursachte. In den anderen Künsten sucht man um 1800 sei's solche Forderungen sei's solche Wirkungen vergebens: Bildende Kunst, Musik, auch Architektur etc. waren weniger auf die vermittelt-vermittelnde Objektivität sozialer Verhältnisse bezogen, mehr auf „subjektive Innerlichkeit“. Erst im Übergang zur Romantik, die sich wesentlich auf diese Innerlichkeit kapriziert, entfalten sich auch die bürgerlichen Formen von Malerei und Tonkunst in voller Blüte.

Kunst ist Ausdruck der Geschichte; die Einheit des Kunstwerks bezeugt die Einheit des historischen Fortschritts. Doch mit der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft kann diese Einheit über die Sprache der Ästhetik allein nicht mehr aufrechterhalten werden. Als System kann die Welt nur philosophisch begriffen werden; dass – nach Hegels Wort – das Wirkliche vernünftig und das Vernünftige wirklich ist, kann Kunst allerhöchstens illustrieren; um Vernunft und Wirklichkeit zu erfassen, braucht es eine Logik des philosophischen Begriffs. Zwar bleibt die Literatur weiterhin Leitkunst, aber die Künste werden insgesamt in ihrer Funktion von der Philosophie abgelöst. Hegel deutet hier ein mögliches Ende der Kunst an – d.h. kein reales Verschwinden der Künste, sondern ihren Sinn- und Bedeutungsverlust. Die Romantik widerspricht dieser Diagnose: Das System selbst ist nicht aufrechtzuerhalten; die Behauptung einer philosophischen Einheit der Welt ist Illusion. Tatsächlich ist das Leben als Ganzes nur noch in seinen Fragmenten re-

konstruierbar; die Philosophie kommt ohne die Kunst nicht aus, der Begriff nicht ohne das Bild. Damit steht aber auch die Leitkunstposition der Literatur infrage; andere Künste, die stärker auf das Bildliche ausgerichtet sind, gewinnen an Bedeutung, verbinden etwa wie die Musik Bild und Sprache zur Tondichtung.

Mit der Entfaltung der kapitalistischen Produktivkräfte im 19. Jahrhundert wird die Hochkultur zur Massenkultur, wird Kunst zur populären Kunst. Damit verwandelt sich der Erkenntnischarakter der Kunst, ihr Wahrheitsgehalt, zum Unterhaltungscharakter, dessen Aufgabe es gerade ist, von der Wahrheit abzulenken. Die Ästhetik der Rezeption und Produktion, die kontemplative Werkästhetik, die das Kunstwerk autonom und souverän setzt, wird nun konterkariert von einer Ästhetik der Zerstreuung. Mit der Massenkultur des 19. Jahrhunderts werden die Menschen nicht nur an die Kunst gewöhnt, sondern vor allem an die Gesellschaft.

Ganz entgegen der Hegelschen These vom Ende der Kunst bedeutet die kapitalistische Massenkultur für die Künste nachgerade einen Neuanfang. In der Funktionslosigkeit der Künste begründet sich ihre neue Funktion. Der technische Fortschritt erweitert ihren sozialen Wirkungsbereich enorm und bringt sogar neue Künste hervor. Hierbei ist nicht nur auf Fotografie und Film zu verweisen, sondern vor allem auch auf den Comic, die sequenzielle Bildergeschichte. Anders als Fotografie und Film, die zunächst noch mit Malerei oder Theater in Konkurrenz stehen, tauchen Ende des 19. Jahrhunderts Comics beiläufig in Zeitungen auf, finden schnell ein Massenpublikum. Dieser Kunstform sind die vermutlich weltweit bekanntesten Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts zu verdanken: Mickey Mouse und Superman. Comics haben sich sogar zum Leitmedium durchsetzen können, bevor sie vom Fernsehen in dieser Position abgelöst wurden.

In der Art und Weise, wie sich in Comics Bild und Schrift zu einer spezifischen ästhetischen Sprache verbinden, sind sie gegenüber Film und Fernsehen zwar nicht mehr unbedingt Leitmedium,

aber in gewisser Hinsicht Leitkunst. („In gewisser Hinsicht“ heißt natürlich, dass diese These eingeschränkt werden muss, denn tatsächlich ist in der Popkultur die Popmusik Leitkunst, wenn auch wesentlich durch die visuellen Medien vermittelt.) Comics sind die Fortsetzung der Leitkunst Literatur mit anderen Mitteln – mit Bildern. Mit anderen Worten: Comics sind die Leitkunst in der Gesellschaft des Spektakels. 1967 – also einhundert Jahre nach Marx' ‚Kapital‘ Band 1, auf dessen Anfangssätze hier angespielt wird, beginnt Guy Debord die ‚Gesellschaft des Spektakels‘ mit der These: „Das ganze Leben der Gesellschaften, in welchen die modernen Produktionsbedingungen herrschen, erscheint als eine ungeheure Sammlung von *Spektakeln* ...“. (Die Gesellschaft des Spektakels, Berlin 1996, S. 13) In der zweiten These konkretisiert er: „... Das Spektakel überhaupt ist als konkrete Verkehrung des Lebens die eigenständige Bewegung des Unlebendigen.“ Das ist das Prinzip des Comics, zumindest der Geschichten, die Donald Duck, Tick, Trick & Track, Dagobert, Mickey, Goofy etc. seit vierzig Jahren in den so genannten „Lustigen Taschenbüchern“ erleben: Ebenfalls 1967 erschien das erste Heft, mittlerweile sind es 369 Ausgaben. Eine vierzig Jahre alte Bildgeschichte wie „Der Kolumbusfalter“ – wieder abgedruckt in der vierteiligen Jubiläumsedition – bezeugt den historischen Wert dieser Comics: weil es in dieser Welt nie Geschichte gegeben hat. Das moderne Leben in Entenhausen folgt seit jeher den Gesetzen der ursprünglichen Akkumulation; Kapitalismus ist nur ein Abenteuer zwischen Trickbetrug und Schatzsuche. Niemand muss hungern, kein Leben ist ernsthaft je bedroht. Das macht die Comics absurd, aber auch utopisch. Naiv ist damit jede Geschichte auch ein Entwurf einer anderen, besseren Welt; freilich ohne revolutionäre Hoffnung. Die einzige Perspektive ist, dass jeden Monat ein weiteres Heft erscheint und das Leben der Unlebendigen von Neuem beginnt – und auch damit spiegeln die Comics als Leitkunst etwas von dem Anspruch der bürgerlichen Ästhetik wider: Sie sind bloßer Schein.

Unpopuläres zum Populismus

2. TEIL: FORMKRITERIEN POPULISTISCHER ANMACHE

von Franz Schandl

Woran kann man nun den Populismus festmachen? – Konstant ist allen Populismen nur das Bekenntnis zur Konkurrenz, alles andere ist flexibel. Im Gegensatz zum marktradikalen Sozialdarwinismus, der über den Wert exkludiert und inkludiert, sind seine Kriterien des Ausschlusses oft außerökonomischer Natur, z.B. Geschlecht, Hautfarbe, Nationalität, Rasse etc. Rassismus oder Antisemitismus, Sexismus oder Homophobie sind Anreicherungen des Populismus, letztlich keine inhaltlichen Bestimmungsstücke, so oft sie einzeln oder in Kombination auch auftreten. (Hier wären übrigens auch wichtige Unterschiede zwischen Rechtsextremismus und Rechtspopulismus zu verorten. Das Repertoire der Exklusionen etwa eines Jörg Haider reicht von regionalistisch über nationalistisch, europäisch, okzidentalistisch bis hin zu antiimperialistisch. Es ist nicht immer alles gleichzeitig vorhanden oder ausgeprägt, aber er versteht es, mit allem zu hantieren. Einmal mehr gilt es, sich vor vorschnellen Analogien und Zuordnungen zu hüten.)

Die Dichte dieser Merkmale mag frappant sein, aber sie sagt wenig über die kulturindustrielle Grundlage. Es wird sich keine Definition des Populismus abseits eines Komparativs des Normalen finden lassen. Erklärt man spezifische Inhalte zu Charakteren, kann das Übergreifende und Zusammenfassende nicht mehr wahrgenommen werden. Der Populismus kann ohne jene auskommen bzw. sich ihrer nur exemplarisch bedienen. Zur Programmatik hat der Populismus ein taktisches Verhältnis. Permanent anzutreffen sind hingegen die Standards kulturindustrieller Formgesetze (Formatierung), wie sie in Wirtschaft und Werbung, in Politik und Medien, in Ideologie und Konsum vorherrschen.

Indes hat der Populismus gegenüber dem ordinären Liberalismus einen mentalen Wettbewerbsvorteil, und zwar weil seine Palette, was die konkurrenzistischen Codes betrifft, vielfältiger dimensioniert ist. Es ist also nicht einfach so, dass – wie gemeinhin angenommen – die Demokratie komplexer, der Populismus aber einfacher gestrickt sei. Das trifft zweifellos nur auf die propagierten Losungen und Lösungen zu. Puncto Angebote an Wähler-

schichten ist der Populismus hingegen durchaus vielfältig. Sein Bekenntnis zu Markt und Staat steht zwar außer Zweifel, aber gerade seine immanenten Alternativangebote erreichen ihr Zielpublikum, da sie vollmundig Schutz und Hilfe versprechen. Freilich nur zuungunsten anderer, denen Schuld zugesprochen wird und die Opfer werden sollen. Dass selektiert werden muss, ist gemeinsames Credo von Marktwirtschaft und Populismus.

Die Konstruktion, die Demokratie und Liberalismus auf der einen, Demagogie und Populismus auf der anderen Seite sieht, ist irreführend, aber zweckmäßig. Sie lenkt von substanziellen Identitäten ab, indem sie akzidentielle Unterschiede zu fundamentalen Differenzen aufbläst. Der offene Rassismus einiger Populisten lässt so den offiziellen Rassismus westlicher Demokratien verschwinden. Jenen zu benennen, heißt diesen freisprechen. Daher wird jener auch ständig benannt, daher werden zahlreiche Forschungsprogramme finanziert und Kommissionen gebildet, um die grassierende Ausländerfeindlichkeit auf genau ihn zu fokussieren. Das großmäulige Gerede erscheint verwerflicher als die effektive Tat. Der Populismus ist nichts anderes als die dunkle Seite des Liberalismus. Je bedenklicher jener, desto unbedenklicher dieser. So dient der Kontrast diesem vornehmlich als hervorragendes Alibi. Der Liberalismus will seine Vorgaben partout nicht erkennen. Man möchte nichts miteinander zu tun haben, auch da ist man sich einig.

Im Folgenden wollen wir einige typische Standards darstellen, wie sie sich nicht nur in Populismus und Politik zeigen, sondern wie sie für alle Bereiche kulturindustrieller Kommunikation kennzeichnend geworden sind.

1. Person statt Inhalt

Der Personenkult ist nicht nur nicht überwunden, er ist so stark wie nie zuvor. Gerade auch in der Politik ist es notwendig, herzeigbare und vermittelbare Personen (Spitzenkandidaten, Quereinsteiger) ins Zentrum der Kampagnen zu rücken. Jede Bescheidenheit ist da fehl am Platz, jede Verschämtheit ein Minus. Aufdringlich-

keit der Präsentation ist unabdingbar. Der neue Starkult ist logische Konsequenz der Personalisierung. Wahlkämpfe sind meist auf Spitzenkandidaten zugeschnitten. Liberalismus wie Populismus sind fixiert auf die Darstellung so genannter Persönlichkeiten. Die Differenz der Inhalte ist kleiner als die der Gesichter. Was die Erkennbarkeit der Unterschiede betrifft, ist das auch wirklich so.

Die unterstellte Machbarkeit der Verhältnisse legt starke Macher und unbegrenzte Möglichkeiten nahe. Wenn etwas nicht gelingt, ist stets jemand schuld. Das Vertrauen der Menschen in ihre eigenen Potenzen wird durch Vorgabe von Persönlichkeit immer wieder desavouiert. Personalisierung benennt Schuldige oben (Bonzen, Eliten, Abkassierer, Spekulanten, Funktionäre), aber auch unten (Sozialschmarotzer, Tachinierer), vor allem aber außen (Ausländer, Drogendealer). Bestaunt werden Vorbilder (Filmstars, Moderatoren, Demagogen, Autorennfahrer, Wirtschaftsführer), als auch Ebenbilder (der kleine Mann, Familien, Mütter, Trümmerfrauen), teilweise sogar brave und tüchtige Ausländer, die unsere Rente sichern. Hier wird jedenfalls in Typologien gedacht, nicht in Klassen. Nicht nur, dass sich alle zu identifizieren haben, nein, es müssen auch alle identifiziert werden.

2. Promis statt Profis

Wenig ist so verpönt wie Parteifunktionär und Parteiapparat. Auch da hat ein bestimmter Personentypus Abhilfe zu schaffen. *Quereinsteiger* sollen das Vertrauen in die Politik wieder heben. Je politikferner, desto besser. Gefragt sind: Skirennläufer und Popstars, Schauspieler und Papierfabrikanten, Blaublüttler, Bergsteiger, Bestseller, Baumeister. Sie müssen nur eine Voraussetzung mitbringen: regelmäßig in Television und Rundfunk, Zeitung und Magazin aufgeführt zu werden. Darin besteht ihre Zertifizierung. Eignung bemisst sich in Einheiten medialer Präsenz. Es geht um die Mobilisierung von Surplusstimmen durch Etikettierung eines Markenprodukts. Promis statt Profis sind angesagt.

Mit dem Amtsantritt sinkt der politische Marktwert des Quereinsteigers aller-

dings sukzessive. Was Vorteil ist, ist im Augenblick der Realisierung auch schon Vorteil gewesen. Quereinsteiger haben somit eine äußerst begrenzte Haltbarkeit: Sie beginnt mit der Ausrufung der Kandidatur und endet mit der Mandatsübernahme. Sie sind Einwegwaren; ihre Umlaufzeit ist bloß auf eine Legislaturperiode samt Vorlauf beschränkt.

3. Ansage statt Aussage

Politik wird zum televisionären Realkabarett. Sie ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Schauspiel. Auseinandersetzung wird in hohem Ausmaß irrationalisiert. Begeisterung ist identisch mit *Entgeistigung*. Wer gibt's wem? Welcher Schlag ist ein Treffer? Kein Tiefschlag ist verboten, vorausgesetzt, er sitzt. Keine Peinlichkeit wird ausgelassen. Alles ist erlaubt, der Gegner muss abmontiert, nein: richtiggehend demontiert werden. Die Brutalität der Worte erschlägt die Ähnlichkeit der Vorhaben und Anliegen. Sie simuliert Differenz durch Grobheit. „Gib's ihm“, schreien die Fans. Es geht um die Zuspitzung und Zur-Schau-Stellung konkurrenzistischer Unwesen.

Das mediale Spektakel übertönt die grenzenlose Langeweile, die zunehmende Impotenz und Inkompetenz des Politischen. In der Praxis kapituliert die Politik, aber in keiner Theorie will sie das wahrhaben. Stets geht es darum, dies zu überspielen. Politics werden immer mehr identisch mit Polity. Und Policy meint weniger das Angebot programmatischer Positionen (die sind weitgehend austauschbar, ja verwechselbar), es geht vielmehr darum, dass Werbestrategen Werbeträger richtig postieren, und mit entsprechenden Symbolen und Sägern ausstatten. Präsenz und Präsentation sind daher zum politischen Imperativ geworden. Die Daseinsberechtigung der Politiker resultiert vornehmlich aus ihrer inszenierten, notwendigen wie unerträglichen Allgegenwart. Von dieser hängen ihre in Hitparaden-Form publizierten Öffentlichkeitswerte ab.

Wer überall und über alles etwas zu reden weiß, hat selten etwas zu sagen. An die Stelle von Aussagen treten Ansagen. Das Darüber-Reden-Können führt durch seinen übersteigerten universellen Pflichtanspruch unweigerlich zum bloßen *Drüber-Reden*. Hüten sollte man sich vor denen, die immer alles auf den Punkt bringen und gerade deswegen nicht als Phrasendrescher wirken, weil sie Originalität zu simulieren verstehen. Der *Sager* hat Konjunktur, und mit ihm die *Sager*. Auf-

tritte gleichen Spektakeln, neudeutsch Events genannt. Die von der Politik inflationierten Events wollen eines vermitteln: eine gute Stimmung. Es geht darum, Stimmungen zu erzeugen oder zu verstärken, die in Stimmen übersetzbar sind. Stimmt die Stimmung, stimmen die Stimmen.

4. Aufmachung statt Auffassung

Es geht nicht um *Was ist?*, sondern permanent um *Was kommt an? Was kann ich verkaufen?* Politik ist ein ordinäres Geschäft wie jedes andere auch. Keine Anmache ohne Aufmache. Politik drängt zur Modeschau, zur Hungerkur, zur Debatte über Frisuren, Schuhwerk, Unterwäsche. Kostümierung nimmt zu. Politik folgt den Gesetzen der Public Relations. Ästhetisierung ist Kennzeichen der flächendeckenden Umsetzung kulturindustrieller Gebote. Die neuesten Vorgaben erscheinen in Fernsehen und Film, in Werbung und Mode. Politiker werden dementsprechend präpariert. Erfolgreiche Politik misst sich an den Simulationspotenzen ihrer Simulationsinstanzen. Wichtig ist, was zieht. Und wahrlich, oft ist der neue Anzug des Kanzlers oder seine bevorzugte Weinsorte das Interessanteste an ihm.

Politiker sind Rollenträger einer permanenten Selbstvorstellung. Was Verstellung ist und was nicht, ist gar nicht so leicht zu sagen. Auf jeden Fall ist deren Darstellung kein inhaltliches Problem, sondern eine formale Angelegenheit. Da wird es wichtiger, welche Pastete und welcher Wein kredenzt als welche Sozialleistung gekappt wird. Das Virtuelle obsiegt auch hier. Politiker demonstrieren ganz offen ihr ordinäres Zur-Ware-Werden. Am politischen Markt müssen sie sich als Markenprodukte inaugurierten und inszenieren. Sie haben sich zu *repräsentieren*. Dies nicht zu können, wird mit Nichtachtung bestraft, wobei diese Strafe sich objektiv vollzieht, nicht irgendwelchen Urteils bedarf. Die Repräsentationsdichte nimmt zu. Politiker sind daher ruhelose Wesen, stets unterwegs. Was ankommt, ist, wie sie ankommen, nicht, was sie sagen. Keine Auffassung, die für sich trägt.

5. Fernsehprogramm statt Parteiprogramm

Das Fernsehprogramm sagt mehr als hundert Parteiprogramme. Wer wissen will, wie diese Gesellschaft tickt oder ticken soll, der nehme ersteres zur Hand. Prophetisch schreiben Horkheimer und Adorno bereits 1944, also zu einem Zeit-

punkt, wo der Tonfilm noch gar nicht in die Wohnzimmer eingedrungen war: „Das Leben soll der Tendenz nach nicht mehr vom Tonfilm sich unterscheiden lassen. Indem er, das Illusionstheater weit anbietend, der Phantasie und dem Gedanken der Zuschauer keine Dimension mehr übrig lässt, in der sie im Rahmen des Filmwerks und doch unkontrolliert von dessen exakten Gegebenheiten sich ergehen und abschweifen könnten, ohne den Faden zu verlieren, schult er den ihm Ausgelieferten, ihn unmittelbar mit der Wirklichkeit zu identifizieren. Die Verkümmern der Vorstellungskraft und Spontaneität des Kulturkonsumenten heute braucht nicht auf psychologische Mechanismen erst reduziert zu werden. Die Produkte selber, allen voran das charakteristischste, der Tonfilm, lähmen ihrer objektiven Beschaffenheit nach jene Fähigkeiten. Sie sind so angelegt, dass ihre adäquate Auffassung zwar Promptheit, Beobachtungsgabe, Versiertheit erheischt, dass sie aber die denkende Aktivität des Betrachters geradezu verbieten, wenn er nicht die vorbeihuschenden Fakten versäumen will. Die Anspannung freilich ist so eingeschliffen, dass sie im Einzelfall gar nicht erst aktualisiert zu werden braucht und doch die Einbildungskraft verdrängt.“ (Max Horkheimer/Theodor W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung* (1944/47), Frankfurt am Main 1971, S. 113-114.)

Das Aufgefaste mag kapiert, aber es kann nicht mehr begriffen werden. Das Vorbeihuschen zeugt vom Diktat der Beschleunigung. Man vergleiche nur das Tempo älterer Filme und Sendungen mit dem aktuellen. Alles wirkt hektischer und nervöser. Der Omnipräsenz tonbildlicher Sequenzen, der Beschlagnahme der beiden Hauptsinne (Sehen, Hören) durch die Kulturindustrie ist wenig entgegenzusetzen. So verliert sich das Subjekt zappend und zuckend in den Programmen eines totalen Illusionstheaters. Wir vermögen uns nur noch vorzustellen, was uns vorgestellt wird. Unsere Phantasie verarmt durch die Fülle unendlicher Beeindruckungen. Es gibt keine Freiheit, diese nicht zu registrieren. Nicht ist nicht.

Wir sind Befohlene, einem autoritären Regime unterstellt, das wir als solches gar nicht wahrnehmen. Wir können absolut nicht darüber entscheiden, was uns auffällt. Nichts ist so enteignet wie unsere Aufmerksamkeit. Wir mögen das kritisieren, aber ein „Nein!“ umzusetzen, das schaffen wir unmittelbar nicht. Als Belieferte sind wir ausgeliefert, Kapitulant, ob wir wollen oder nicht. Unsere Ein-

schaltung suggeriert Zustimmung, oftmals müssen wir nicht einmal mehr einen Knopf betätigen. Die Programme laufen rund um die Uhr und rund um den Globus.

6. Populismus als Pop

Pop ist heute aus der Politik nicht mehr wegzudenken. Ob bei der Inszenierung von Parteitag, bei der Ausstrahlung von Werbespots, oder indem man sich ganz einfach mit Popstars fotografieren lässt. Haider hat es in Österreich vorgemacht, die anderen Parteien haben es nachgemacht. Wichtiger als die Regie des Parteitags oder Konvents ist die gesamte Inszenierung eines Events: Gerade auch die Stimmung (und nicht bloß die Abstimmung) darf nicht dem Zufall überlassen sein. Alles hat akkordiert zu werden. Und die Musik tut das ihre, vor allem auch deswegen, weil unser Instrumentarium, sie zu analysieren, geschweige denn zu kritisieren, völlig unausgebildet geblieben ist.

Als internationale Volksmusik ist Popmusik der globalisierte Akkord der Verwertung. Sie drängt zur rezeptionslosen Aufnahme. Es muss nichts hinzugedacht werden (wie etwa beim Lesen), es muss

nicht einmal aufgepasst werden. Zuhören reicht, bewusstes oder gar konzentriertes Hören ist nicht erforderlich. Nicht selten summt und stampft man mit. Weghören ist noch unmöglicher als Wegschauen, das Ohr kann weder gesteuert noch geschlossen werden. Der Hit und seine Paraden sind eine Art Grundritual, dem wir auch sonst, vom Kaufhaus über die U-Bahn bis zum Arztbesuch ausgeliefert sind. Überall werden wir beschallt, wir sollen ja nicht aus dem Rhythmus fallen.

7. Skandalisieren statt Reflektieren

Sensationierung, Skandalisierung, Kriminalisierung gehören zum Inventar von Politik alias Populismus. Das Spiel der Aufdeckung dient dazu, die gute Norm gegen die schlechte Realität zu rehabilitieren. Im Skandal realisiert sich die Norm durch die Immunisierung der Normalität. Er erzielt ein gebanntes Starren, kein reflektiertes Erkennen. Seine Welt ist keine strukturierte, sondern eine der personalisierten Punzierung. Skandalisieren unterstellt, dass jemand etwas hintertreibt. Es gilt die dunklen Mächte und ihre Machenschaften zu benennen. Man hat sie stets ins Visier zu nehmen.

Investigieren! ist der Imperativ von Journaliste wie Populismus. Medienleute und Politiker, die das gut beherrschen, gelten als Zampanos ihrer Branche, gelten als Aufdecker der Nation. Schreiben- und Denkkönnen hingegen ist da gar nicht erst nötig. Überführen und Strafen reicht. Man suhlt sich in Affären. Der Skandal schreit immer nach dem Opfer, konkret danach, aus dem (oft auch vermeintlichen) Täter ein (reelles) Opfer zu machen. Das Ritual verläuft nach einer vorhersehbaren Dramaturgie.

8. Wechselwähler statt Stammwähler

Niemand kann sich mehr seiner Wähler sicher sein. Diese sind inzwischen zu einer leicht verschiebbaren Masse geworden, die jedes Mal aufs Neue gewonnen werden muss. Das quantitative Verhältnis von Stammwählern, Wechselwählern und Nichtwählern hat sich in den letzten Jahrzehnten drastisch verändert. Wie jede Kaufentscheidung ist die Wahlentscheidung eine flexible, ja manchmal gar eine rein momentane, denken wir nur an die Zunahme der Last-minute-Wähler, d.h. von Leuten, die sich erst direkt in der Wahlzelle entscheiden. Wähler sind Konsumenten, nicht Akteure. Ihre Stimmen sind zum Abgeben da.

Wähler treffen ihre Wahl, so sie eine solche überhaupt treffen, immer weniger aus Interessensanliegen ihrer sozialen Charaktere, sondern nach ihrer Stimmung als zufälliges Glied im Spektakel. Abhängig von ihren Beeindruckungen, geben sie mal diesem, mal jenem, mal keinem den Vorzug. Dieses Verhalten hat seinen Prototypen im Käufer, der einen Supermarkt aufsucht. Was er gewählt hat, realisiert er erst, wenn er zahlen muss. Ins Wahlverhalten übersetzt, heißt das, dass die traditionelle Verbundenheit mit einem Lager, zumindest als Massenphänomen, endgültig passé ist. Die Flexibilisierten müssen anderweitig abgeholt werden. Gegenanzeigen scheinen nur noch ein schwächer werdender Reflex zu sein, der die Grundrichtung nicht mehr umkehren kann. In doppeltem Sinn: Kein Wähler ist mehr sicher.

9. Medienmeute statt Bewegungsmasse

Der grassierende Populismus ist kaum noch ein Versammlungspopulismus, sondern ein *Medienpopulismus*. Selbst das Event ist mehr eine Ansammlung denn eine Versammlung. Nicht Reden wird dort gelauscht, sondern ein geschwätziger Small-talk veranstaltet. Im Prinzip sitzen die Atomisierten vor ihren Empfangsgeräten und bestätigen durch Anwesenheit Zustimmung. Daher werden auch stets die Quoten überprüft. Sie sind nicht zu Unrecht als Affirmation des Vorgestellten zu interpretieren. Wer konsumiert, stimmt zu.

Keine religiösen Fanatiker haben jemals soviel Zeit in Kirchen und Moscheen verbracht wie die Kinder unserer Zeit vor den Fernsehapparaten. Sie müssen dort gar nicht hingetrieben werden, sie hocken bereitwillig davor. Beim Beten, einer Andacht, geht man zumindest in sich, auch wenn man sich an eine Fiktion in irgendeinem Jenseits verliert. Beim Fernsehen ist man nicht einmal mehr bei sich. Es befreit einen davon, sich die Halluzination selbst einzubilden. Dieses scheinbar anstrengungslose Konsumieren ist Basistraining für Auge und Ohr, also der Sinne und Sinnlichkeiten. Wir sind ein kulturindustrielles Serienprodukt, als Subjekte sind wir medial formatiert. Folge davon ist eine Art von Weggetretenheit, in der das Virtuelle das Reelle zumindest im Mentalen beherrscht. Man denke nur an eine globale Fehllemotionalisierung, wie sie etwa der Tod Diana Spencers ausgelöst hat. Wir leben in Zeiten der großen Verzauberung.

3. Teil: Skizzen einer Antipolitik



**»testcard« #16:
»Extremismus«**

Neokonservatismus und Neoromantik bestimmen Bildende Kunst, Film und Musik. »testcard« fragt nach: Haben alte Provokationsstrategien ausgedient? Erleben wir demgegenüber gerade einen »Extremismus der Mitte«?

Den 27 Beiträgen schließt sich ein umfangreicher Rezensionsteil zu Tonträgern, Büchern und Filmen an.

304 Seiten
ISBN 978-3931555153



**Sonja Eismann (Hg.):
»Hot Topic. Popfeminismus heute«**

Autorinnen berichten von ihren Erfahrungen mit feministischen Lebensentwürfen und feministischen Ansätzen in der Popkultur. Zur Sprache kommen Themen wie Prekariat, Schönheits-Terror, Abtreibung, Coming-out, Frauen als Musikerinnen, Indie-Mutterschaft, Drag Kings, Fanzines und die Arbeit an eigenen Netzwerken.

Mit Beiträgen von Christiane Rösinger, Pauline Boudry, Clara Völker, Sarah Diehl, Verena Kuni, Rosa Reitsamer, Vina Yun und vielen anderen.

304 Seiten
ISBN 978-3931555757

Mehr Infos unter:
www.ventil-verlag.de



Demokratie als Form

von Meinhard Creydt

Schon „das Wort Demokratie selbst ist sein Wert, ein Talismanwort, ein Zauber- und Legitimationswort, ein Ja-Wort: das einzige, das heute zählt“ (d'Arcais 2004, 8). Auch viele Linke wollen immer nur als Kandidaten gelten, die die Demokratie besser, eigentlich oder wahrhaft verwirklichen und die herrschenden Politiker darin überbieten. Dabei lassen sich Argumente sowohl aus der etablierten Sozialwissenschaft wie aus der weit verzweigten und intern tief zerstrittenen Großfamilie des Marxismus dafür anführen, dass die Demokratie innerhalb der kapitalistischen Moderne – und allein um sie geht es, wenn ich im Folgenden abkürzend von ‚der Demokratie‘ spreche – die politische Form ist, die zum abstrakten Reichtum die komplementäre Seite bildet und ihre ganz eigen(sinnig)en und unersetzbaren Beiträge zu seiner Reproduktion leistet.

Diese externen Effekte der Demokratie (oder ihr Sein für anderes) verweisen auf die Grenzen, die in ihrer eigenen Struktur (oder ihrem Sein für sich) angelegt sind. Weder lässt sich die politische Vergesellschaftungsweise per Demokratie von der ökonomischen Vergesellschaftungsweise (per Kapitalismus) trennen noch bei allen Unterschieden und Gegensätzen zwischen beiden Sphären die erstere zulasten der letzteren ausdehnen. Die für viele Linke identitätsstiftenden Ambitionen, einer positiv aufgeladenen Demokratie eine Überwindung der kapitalistischen Vergesellschaftung zuzuschreiben¹, übergehen die negativen Effekte, die notwendigerweise von demokratischen Vergesellschaftungsformen gegen Bewegungen für Selbstvergesellschaftung ausgehen.

Weder nationale oder historische Unterschiede noch die politologische Zeitdiagnose von Kräfteverschiebungen *innerhalb* der kapitalistischen Moderne bilden das Thema dieses Artikels, sondern die strukturelle Selektivität der Demokratie. Deren Vergegenwärtigung stellt eine Härte dar, der viele Anhänger irgendwie ‚alternativer‘ Demokratiemodelle dadurch entgehen wollen, dass sie sich lieber mit dem Soll- als dem Ist-Zustand beschäftigen. So sind sie im Vollbesitz guter Absichten erhaben darüber, sich Rechenschaft von den konstitutiven Formen, Ursachen und Konsequenzen der Demokratie in der kapitalistischen Moderne abzu-

legen, und verfallen der verfremdenden Wiederauflage des Alten im neuen Ge-

wande oder der imaginären Veränderung durch bloße Uminterpretation.

Der Gegensatz zwischen der Vergesellschaftung hinter dem Rücken der Beteiligten und ihrer Selbstvergesellschaftung

1.

Die Demokratie hat zur Voraussetzung eine indirekte Vergesellschaftung der Menschen im Erwerbs- und Geschäftsleben auf Waren-, Arbeits- und Kapitalmärkten. Der dominante Austausch von Ware gegen Geld findet sein Kriterium nicht im menschlichen Wohl, sondern vermittelt den Bezug zwischen Arbeitenden, Konsumenten und den von Arbeit und Konsum mittelbar Betroffenen abstrakt. Weil die Menschen nicht einen gemeinsamen Lebenszusammenhang und dessen bewusste Gestaltung in den Produkten vergegenständlichen und nicht dies ihren sozialen Stoffwechsel ausmacht, geraten die „gesellschaftlichen Verhältnisse“ der Menschen zur „Form einer Bewegung von Sachen, unter deren Kontrolle sie stehen, statt sie zu kontrollieren“ (MEW 23, 89).²

2.

Das Gegenteil zu einer indirekten Vergesellschaftung wäre eine durch die Gesellschaftsmitglieder gestaltete und gesteuerte Vermittlung zwischen den verschiedenen Akteuren in der Produktion, Zirkulation, Distribution und Konsumtion. Diese Selbstvergesellschaftung unterscheidet sich von einer despotischen oder theokratischen Vergesellschaftung von oben oder einer Vergesellschaftung der Menschen hinter ihrem Rücken durch kapitalistische Eigendynamiken. Die Produkte und Tätigkeitsresultate wären dann Kuppelprodukte und Mehrzweckgebilde, die nicht nur einen isolierten Nutzen bedienen, sondern im in sie eingehenden Arbeiten und Tätigsein, in der mit ihnen ebenso produzierten wie vorausgesetzten gegenständlichen Umwelt und in den sozialen Verhältnissen die Entwicklung menschlicher Sinne und Fähigkeiten konstituieren und in der Entfaltung dieser Praxis das Maß ihrer Bewertung finden.

Ich habe in Bezug auf den Markt (2001), auf die institutionellen Strukturen

der nachkapitalistischen Gesellschaft (2003), auf das Gemeineigentum und die Einhegung von Hierarchien im Kibbuz (2005a), auf die Überwindung des Weltmarkts (2006) und auf die Umgestaltung der Arbeit (2006a) Vorschläge und Keimformen zu einer Realutopie der Selbstvergesellschaftung skizziert. Ihren Unterschied zu basisdemokratischen Unmittelbarkeitsfiktionen zu explizieren fehlt hier der Platz. Die Selbstvergesellschaftung hat sich dem Problem der Komplexität zu stellen und den *verschiedenen* Ursachen ihrer Ausprägung: der zivilisatorisch unverzichtbaren und begrüßenswerten Komplexität, der in der unreflektierten Moderne typischen Hypertrophie von Komplexität und der Überdeterminierung und Steigerung von Komplexität aus Ursachen, welche mit dem Kapitalismus einhergehen. (Vgl. zum Verhältnis dieser drei Momente Creydt 2000.) Notwendig sind „kollektive Entscheidungsprozesse darüber, Komplexität nicht nur unilinear zu steigern und soziale Prozesse eindimensional zu differenzieren, sondern Komplexität reflexiv und mehrdimensional zu steigern, um sie ggf. auch entdifferenzieren zu können. Damit wäre es möglich, gesellschaftliche Tätigkeiten selbstbestimmt zu verteilen, Kompetenzen und Verantwortlichkeiten zu entzerren, soziale Zusammenhänge aufzulösen, in denen unverantwortliche Verantwortlichkeiten entstehen, die jedes Entscheidungsgremium und jede Person notwendig überlasten müssen“ (Demirovic 1991, 54).

3.

Die Selbstvergesellschaftung beinhaltet die Überwindung der für die kapitalistische Ökonomie einschlägigen Abstände, Gleichgültigkeiten und Gegensätze zwischen den Akteuren sowie die Einhegung der für jedwede substanzielle Gesellschaftsgestaltung problematischen Effekte der horizontalen und vertikalen Arbeitsteilung.³ Die kapitalistische Ökonomie und die moderne Gesellschaft⁴ schränken

Kooperation, „Empathie, Vertrauen, Wohlwollen, Anteilnahme und Weitsicht“ (Offe 1996, 288) empfindlich ein. Ursachen hierfür liegen schon in den „Strukturen der Arbeitsteilung einerseits“, den „thematischen und sozialen Schnittmustern der Institutionen kollektiven Handelns, d. h. der Interessenaggregation und -vermittlung andererseits“ (Offe 1989, 760). Die vertikale und horizontale Arbeitsteilung ermöglichen es, Verantwortung nach oben oder nach unten abzuschieben. „Die Spitze traut den unteren Kreisen die Einsicht ins Einzelne zu, wogegen die unteren Kreise der Spitze die Einsicht ins Allgemeine zutrauen, und so täuschen sie sich gegenseitig“ (MEW 1, 249). Und horizontal führt die Allgegenwart „abrufbaren Spezialisten- und Expertenwissens zur chronischen Inkompetenzvermutung gegen soziale Akteure wie der Akteure gegen sich selbst – auch bei den schlichtesten alltagspraktischen Handlungen. ... Bürokratie, Verwissenschaftlichung und Professionalisierung können so beitragen zur Unterforderung des common sense und zur Schwächung alltäglicher Gesittung“ (Offe 1996, 286).

Die Arbeitsteilung wird im Kapitalismus von den Kapitalen durch künstliche Entgegensetzungen und Hierarchien noch gesteigert und dazu genutzt, „die Bildung einer umfassenden kollektiven Kompetenz an strategischen Stellen durchzuschneiden. ... Zwischen Arbeit und Wissenschaft steht zunächst das Kapital, das sie auseinanderhält, gerade durch die Weise, wie es sie in seinem Interesse miteinander verbindet. ... Der Arbeiter, der an irgendeiner ihm eingeräumten Stelle in dieser Struktur seinen Platz hat, kann jedenfalls seine Persönlichkeit nur entwickeln, wenn er sich den Zusammenhang aneignet und Kompetenzen an den strategischen Stellen entwickelt, die im Selbstlauf der Dinge jetzt vom Kapital oder vom Management, von den Markteffekten und von den ideologischen Mächten besetzt werden: an den Stellen, die über das Zusammenbringen der Elemente des Gesellschaftsprozesses entscheiden“ (Haug 1993, 106f.).

Selbstvergesellschaftung beinhaltet nicht die politische Verantwortungsübernahme seitens der allein nominell aufgewerteten ‚Basis‘ für sich der gesellschaftlichen Gestaltung entziehende basale Sozialstrukturen, nicht die formale Politisierung und die basisdemokratische Verallgemeinerung der Subjektfiktion. Selbstvergesellschaftung erfordert die Überwindung jener Ursachen, die verantwortlich

sind in der kapitalistischen Moderne

- für das bürgerliche Mobilisierungsprinzip des Privatinteresses und der Vorteilsnahme zulasten anderer sowie der Instrumentalisierung und tendenziellen Monopolisierung von Kompetenzen, um daraus Vorteile in der Konkurrenz zu gewinnen;
- für Gleichgültigkeit, Konkurrenz und Interessengegensätze zwischen den Akteuren sowie für die Intransparenz der Perspektiven und für Schwierigkeiten kollektiven Handelns;
- für die zwischen den gesellschaftlichen

Techniken, Organisationen und Reichtümern einerseits und den Individuen andererseits notwendigen Gegensätze sowie für Subalternität, Bornierung der Individuen, Fesselung an die jeweilige arbeitsteilige Sondersphäre inkl. Fachidiotentum;

- für banale, überanstrengende oder hohe Spezialisierung beinhaltende Arbeiten. Sie absorbieren die Individuen in einem Maße und auf eine Weise, dass für eine Gestaltung von Gesellschaft nicht viel Aufmerksamkeit, Energie und Wissen übrig bleibt.

Die der Demokratie vorausgesetzte und die ihr immanente Trennung und Hierarchie zwischen Ökonomie und Politik

4.

Die der Demokratie vorausgesetzte, gesellschaftlich im Wesentlichen nicht gestaltbare Eigen- und Verwertungsdynamik des abstrakten Reichtums geht zumeist einher mit einer ihm eigenen Kraft der *Selbstreproduktion*. Sie bezieht ihre Potenz erstens *objektiv* aus der Unumgänglichkeit des Verkaufs von Arbeitskraft für diejenigen, die keine Produktionsmittel besitzen, sowie aus der Notwendigkeit, über Geld zu verfügen, um die sich in fremdem Eigentum befindlichen Mittel zum Leben erwerben zu können.⁵ Hängen die Reproduktionschancen der Lohnabhängigen, sozialstaatliche Transferzahlungen einmal ausgeklammert, von der Verkaufbarkeit ihrer Arbeitskraft ab, so ergibt sich eine politisch folgenreiche strukturelle Hierarchie der Interessen der Lohnabhängigen. In ihr ist das Arbeitsplatzinteresse dem Lohninteresse, dieses dem langfristigen Reproduktionsinteresse vorgeordnet (innerhalb dessen wiederum die Belange der Arbeitsplatzsicherung den Belangen der Umwelterhaltung gegenüber Vorrang haben), so dass Arbeitslosigkeit alle dann nachrangigen Interessen verdrängen kann.

Zweitens ergibt sich die Selbstreproduktion kapitalistischer Strukturen *subjektiv* aus den von Marx in den Schriften zum ‚Kapital‘ erklärten Bewusstseinsformen, die die kapitalistische Ökonomie als wenigstens sachlich unabdingbar und notwendig, wenn nicht als nützlich-fruchtbares und vergleichsweise effizientes Wirtschaftssystem erscheinen lassen.

Beide Quellen der Selbstreproduktion der gesellschaftlichen Form der Ökonomie werden von jenen verkannt, die die Reproduktion der sozialen Verhältnisse dem Staat zuschreiben. Sie frönen dem

„politischen Aberglauben, dass das bürgerliche Leben vom Staat zusammengehalten wird“ (MEW 2, 128, s. a. MEW 1, 295). Die in den Schriften zum ‚Kapital‘ enthaltene Analyse der mit den herrschenden Modi des Geschäfts- und Erwerbslebens verbundenen „objektiven Gedankenformen“⁶ (MEW 23, 90 – Waren-, Lohn-, Kapitalfetisch, Mystifikationen des Zinses und der trinitarischen ‚Oberfläche‘; s. a. Abschnitt 10) ist Gramscis Theorie der Zivilgesellschaft entgegengesetzt – wenigstens dann, wenn letztere verstanden wird „als Bereich der Ausübung von Hegemonie, durch die *eine soziale Gruppe* für ihre *Herrschaft* bei den Herrschaftsunterworfenen Zustimmung *erzeugt*“ (Demirovic 1999, 20 – Kursivsetzung durch mich). Gramscis Hegemoniekonzept kann analytisch sinnvoll sein, wenn es auf die Realanalyse jeweils konkreter konsensförmiger politischer Projekte und Koalitionen bezogen wird. Sie aber setzen die übergreifende Gemeinsamkeit der in ihren Sonderinteressen einander entgegengesetzten Akteure und die Gemeinwohlrealifikation voraus, wie sie im Kapitalismus aus seiner Realität und den ihr immanenten Bewusstseinsformen entsteht (und gerade *nicht* durch das hegemonial geschickte Tun „einer sozialen Gruppe“ „erzeugt“ wird). Auf deren empirische Ausgestaltung bezieht sich der sinnvolle Gebrauch von Gramscis Hegemoniekonzept, also auf eine näher an der Empirie orientierte Abstraktionsebene.

5.

Der politischen Willensbildung in der Demokratie ist die Anerkennung der Sachzwänge in der kapitalistischen Ökonomie vorausgesetzt. Sie erscheinen nicht als ka-

pitalistische Sachzwänge, sondern als Sachzwänge jedweder Ökonomie. Die Demokratie verbleibt innerhalb der von der kapitalistischen Ökonomie gesetzten Grenzen von Politik. Eine Asymmetrie zwischen der Ökonomie und anderen Bereichen in den Gesellschaften, in denen die kapitalistische Produktionsweise herrscht, bezieht sich auf die Reichweite, Dauer und Intensität, mit der die Ökonomie anderen Bereichen die Voraussetzungen des Erfolgs der Ökonomie als unumgekehrbares Kriterium und die Folgeprobleme derselben als nicht vernachlässigbare Randbedingungen des Funktionierens der externen Bereiche vorgibt. Das Wohl und Wehe der (kapitalistischen) Ökonomie sowie die in ihr enthaltenen Widersprüche entscheiden in ganz anderem Ausmaß über das Gelingen anderer Bereiche, als dies in der umgekehrten Richtung der Fall ist.

Die Staatsaktivitäten finden daran ihre Grenze, dass sie die grundsätzliche Garantie von Eigentumsfreiheit nicht infrage stellen, der Kapitalakkumulation nicht zu viel mehrwertträchtiger Verwertung zur Verfügung stehendes Kapital entziehen und den Bereich unprofitabler Aufwendungen nicht so ausdehnen dürfen, dass die Steuerbelastung zum Hemmnis für die Konjunktur wird. Überschreiten Eingriffe die von den Verbänden des Kapitals als systemkritisch aufgefassten Grenzen, werden massive Gegenreaktionen (Kapitalflucht, Produktionseinschränkungen, ‚Investitionsstreiks‘) wahrscheinlich. Gerade im Interesse außerökonomischer Ziele ist der Staat auf ein Florieren der Ökonomie angewiesen. Neben der grundsätzlichen „Systemgrenze“ der Politik gegenüber der Ökonomie gibt es eine jeweilige „Tätigkeitsgrenze“ (Blanke u. a. 1975). Sie erwächst aus der aktuellen Konjunktur, den finanziellen Handlungs- und Verteilungsspielräumen des Staates oder anderer öffentlicher Akteure.

6.

Im Unterschied zur totalitären Gleichschaltung durch Repression und Propaganda kann die demokratische Verengung des relevanten Meinungsspektrums auf den stummen Zwang der Verhältnisse und auf die System- und Tätigkeitsgrenze von Politik bauen – bei gleichzeitiger Oberflächendifferenzierung und -diversifizierung. Der formal freie Wille findet im Reichtum der Variationsbreite, mit der objektiv vorgegebenes subjektiv assimiliert und selbständig und eigenartig eingesehen

Grenzerfahrung

Ein Juni-Morgen, 9 Uhr 11, Ankunft des City-Shuttle Wien-Bratislava, der kürzesten Verbindung zwischen zwei EU-Hauptstädten. Ein paar österreichische PendlerInnen wie ich in Erwartung eines Arbeitstages, beträchtlich mehr slowakische PendlerInnen nach einer Nachtschicht in Wien und Umgebung und viele gut gelaunte, meist ältere Tagesausflügler steigen aus, gehen, ihre Pässe oder Personalausweise herzeigend, an den je zwei österreichischen und slowakischen Polizisten vorbei durch den Transitraum, alles wie immer.

Doch bei den Slowaken steht ein fünfter Polizist, glatzköpfig, dickbäuchig, breitbeinig, Hände über dem Gemächt, Waffe und Schlagstock am Gürtel, Blick starr geradeaus. Mein Blick folgt dem seinen und fällt auf die gegenüberliegende, im Dämmer liegende Nische:

Da stehen zirka zehn Männer, Gesicht zur Wand, Rücken den Passanten

wird, seine Befriedigung (vgl. a. Creydt 1989).⁷ Lord Balfour (1848–1930) stellte zu Zeiten einer noch vergleichsweise linken Labour-Party fest: „Unsere wechselnden Kabinette haben, obwohl sie verschiedenen Parteien angehören, niemals eine grundlegende Meinungsverschiedenheit über die Fundamente der Gesellschaft gehabt. Und es ist evident, dass unsere ganze politische Maschinerie ein Volk voraussetzt, das in sich so einig ist, dass wir es uns ruhig leisten können, uns zu streiten“ (zit. n. Lindblom 1983, 330). Demokratische Politiker tun einiges für diese Einigkeit: „Albert Sarrault hatte die Grenzen des Liberalismus sehr gut aufgezeigt, als er in der Kammer ausrief: ‚Der Kommunismus ist keine Meinung, er ist ein Verbrechen‘. In jenem Augenblick hatten wir den dogmatischen Kern des Liberalismus ahnen können und dass er gewisse Freiheiten nur garantiert, indem er die Freiheit, gegen ihn selbst zu stimmen, raubt“ (Merleau-Ponty 1976, 78).

7.

Die Naturwüchsigkeit und Profitorientierung der Ökonomie erfordert eine *sekundäre* politische Bearbeitung der in ihrer

2000 Zeichen

abwärts

zugewandt, Hände auf dem Gesäß, aufgefädelt nebeneinander.

Ich bleibe irritiert stehen. Was bedeutet das, frage ich den Polizisten. Der bleibt starr und stumm, zuckt nicht mit der Wimper. Andere Passanten schauen auch zu den aufgereihten Männern in der düstern Nische. Wer sind sie? Woher kommen sie? Warum müssen die dort so stehen?

Unschlüssig, was zu tun wäre, gehe ich weiter und höre dann einen Mann sagen:

„Die werden schon nicht umsonst so dastehen!“ So wie die dastehen, so macht man es mit Verbrechern, das weiß man ja aus dem Kino. Wahrscheinlich „Illegale“, Leute, die ohne Bewilligung über eine Grenze wollen, weil man drüben besser leben soll. Was ist das für ein Verbrechen? „Die sind doch arm, aber was soll man tun“, antwortet eine Frau auf die Bemerkung ihres Begleiters. Die kurze Irritation ist bereinigt. Und alle – so auch ich – eilen weiter, der Mantel unseres Alltags, des Vergessens breitet sich über die gespenstische Szene. H.S.

Substanz eigenständigen Ökonomie. Die rechtlichen Rahmenbedingungen und das staatliche Gewaltmonopol sind zu sichern. Der Staat sorgt als Ausfallbürge idealiter für jene Teilmenge des nicht (oder nicht in ausreichendem Ausmaß) kapitalistisch bereitstellbaren (Infrastrukturen und Sozialleistungen i. w. S.), dessen Mangel die kapitalistischen Geschäfte selbst mittelbar negativ tangieren würde.

In der staatlichen Politik geht es weiterhin um die Integration und Kursbestimmung eines Gemeinwesens. Freiheitsgrade weist das politische Handeln insofern auf, als es verschiedene Einschätzungen geben kann, was ökonomisch-politisch förderlich ist und was nicht, nicht nur aufgrund der Prognoseprobleme, sondern auch weil „das“ einheitliche Verwertungsinteresse sozial nicht existiert, sondern nur als ein „in sich widersprüchliches Konglomerat von Einzelinteressen“ (Wirth 1973, 38).⁸

Zudem sorgen die Widersprüche der kapitalistischen Akkumulation für Zielkonflikte. Der Dienst der Politik für die Funktionserfordernisse kapitalistischer Akkumulation ist nicht („funktionalistisch“) mit der Sicherheit verbunden, dass Politiker das Erforderliche treffsicher identifizie-

2000 Zeichen

abwärts

„Das Mittelmeer ist voller Toter“

Das verkündete der italienische Innenminister Amato Ende August. Es war Hochsaison für Arbeitsuchende aus Afrika, die Überfahrt nach Italien zu versuchen. Mindestens 800 Euro soll schon vor ein paar Jahren ein Platz in einem der Seelenverkäufer in Libyen gekostet haben. Aber dort muss eins erst einmal hinkommen. Ein Lotteriespiel, ob man auch durchkommt nach Europa. 400 Tote jährlich allein im Kanal von Sizilien, schätzt die italienische Polizei. Wie viel sind es auf dem Weg zu den Kanaren, vor dem spanischen Festland, vor Griechenland, wie viele auf dem Marsch durch die Sahara, wie viele an den anderen, langen Grenzen der Festung Europa?

Wer ankommt und nicht gleich wieder abgeschoben wird, darf, solange er/sie nicht erwischt wird, als illegale(r) und Fahndungsobjekt der Polizei Arbeit suchen und hackeln. Das hält so nebenbei die Löhne niedrig.

Insassen der Festung schaudert es vor so viel Entschlossenheit und dem Gedanken, wie viele da wohl noch kämen, wenn es leichter ginge. – Der Leser „ös-

reicher“ setzt, online bei „diepresse.com“, auf Abschreckung per Er-saufen-Lassen: „das beste mittel gegen dieses unwesen ist ein mittelmeer voller toter, und eine entsprechende berichterstattung darüber in den herkunftsländern...“. Er-saufen lassen soll die maltesische Küstenwache schon in natura praktizieren, auch Fischer, berichten Überlebende, tun es, helfen zuweilen noch mit Prügeln nach. Strafflos. Doch wer Menschen rettet, riskiert Gefängnis wegen „Unterstützung von illegalen Immigranten“ wie die tunesischen Fischer, die am 7. August Leute von einem sinkenden Schlauchboot aufs nahe Lampedusa retteten, wo sie jetzt vor Gericht stehen.

Schwachsinn das Gerede von den betrügerischen Schleppern, den uninformierten Opfern – diese Anbieter brauchen im Trikont keine Marketingabteilung, die Nachfrage ist drängend, nicht einmal die mörderische Qualität der Dienstleistung schreckt ab. Wenn Menschen von Geld leben müssen, hört sich auf Dauer jede Rücksichtnahme auf: die auf das Leben der anderen, ja die auf das eigene.

L. G.

ren und effizient in erfolgreiches Handeln umsetzen. Insofern stehen für das pragmatische Bewusstsein die Manöverkritik und eine Überbewertung der Unterschiede zwischen den verschiedenen systemimmanenten Optionen und Varianten im Vordergrund – zulasten einer Vergegenwärtigung der übergreifenden und durch systemimmanentes politisches Handeln nicht erreichbaren Gesellschaftsstrukturen.

8.

Gegen die Thesen von der Trennung zwischen Ökonomie und Politik und von der flankierenden, kompensatorischen, hilfsweise einspringenden und unterstützenden Rolle der Politik sind im Reformismus und Revisionismus seit Hilferdings Position des ‚Organisierten Kapitalismus‘ hoffnungsvoll die ansteigende Staatsquote sowie die staatlichen Interventionen und Regelungen mit einer Einschränkung der Imperative der Kapitalverwertung in der Gestaltung des ökonomischen Gesamt(re)produktionsprozesses gleichgesetzt worden.⁹ Verwechselt wird die Tatsache staatlicher Eingriffe zur Optimierung oder Stützung der Verwertungs-

bedingungen von Kapitalien mit der Möglichkeit einer substantiellen politischen Gestaltung der Wirtschaft. Dethematisiert wird so die „formale Politisierung“ der Produktion, in der „wirtschaftliche Aufgaben zwar politisch-administrativ behandelt werden, ohne jedoch die Rationalitätskriterien privaten Marktverhaltens anzutasten“ (Kitschelt 1985, 191).

Beliebt ist in diesem Kontext seit Abendroth auch der Hinweis auf den die Sozialisierung betreffenden Artikel 15 des deutschen Grundgesetzes. Dabei handelt es sich im Unterschied zu einer Idealisierung, die in diesem Artikel eine wirtschaftliche Nichtfestlegung der Verfassung erblickt, um eine Ausnahmvorschrift „als Instrument staatlicher Güterbeschaffung zur Realisierung höherrangiger öffentlicher Zwecke, z.B. des Straßenbaus oder der Industrialisierung“ (Krölls 1988, 130). Die Sozialisierung unterliegt vielfältigen Einschränkungen und ist an die Entschädigung des Kapitals gebunden, das, der sozialisierten Güter enteignet, nun anderwärtig investieren können muss.¹⁰

Gegen die Thesen von der Trennung zwischen kapitalistischer Ökonomie und Politik und der Selbstunterstellung der

Politik in den Dienst an der Ökonomie (die als ‚Wirtschaftswachstum‘ firmierende Kapitalakkumulation bildet das Staatsziel Nr. 1) wird auch der Sozialstaat (vgl. a. Abschnitt 20) bemüht. Ich kann in diesem Artikel nicht näher darauf eingehen. Ausnahmsweise ließe sich gegen die Hofferei vieler Linker einer These von Habermas (1985, 149) folgen: „Weil der Sozialstaat die Funktionsweise des Wirtschaftssystems unangetastet lassen muss, hat er nicht die Möglichkeit, auf die private Investitionstätigkeit anders als durch systemkonforme Eingriffe Einfluss zu nehmen.“

Die Trennung von kapitalistischer Ökonomie und Politik erfolgt nicht nur aus Ursachen, die die Sicherung der Eigenlogik kapitalistischer Strukturen betreffen. Der Staat kann seine Aufgaben für die kapitalistische Ökonomie nur in der Selbstständigkeit von ihr erfüllen (s. a. Abschnitt 10).

9.

Dem demokratischen Verständnis zufolge ist eine Selbstvergesellschaftung der Menschen weder *möglich* noch *gewollt*. Als *unmöglich* gilt die „Aneignung der Vergesellschaftungskompetenz durch die Gesellschaftsmitglieder selbst“ (Haug 1993, 154). *Ungewollt* ist eine Selbstvergesellschaftung, insofern das Recht auf Privateigentum vielen Demokraten als zentrales Gegenmoment gegen die Macht des Staates erscheint. Diesem Verständnis zufolge „reduziert“ die Aufhebung des Privateigentums an Produktionsmitteln durch deren Vergesellschaftung „die Freiheit auf die demokratische Mitwirkungsfreiheit. Denn eine Allzuständigkeit der demokratischen staatlichen Entscheidungsgewalt, eben weil sie demokratisch ist, bedeutet zugleich, dass die Einbeziehung des Einzelnen und der Gesellschaft in die staatliche Entscheidungsgewalt total wird. Demokratie heißt dann, dass alle über alles

„No way out?“

der ...ums Ganze! Kongress

7. – 9. Dezember 2007

Frankfurt/Main | Universität

www.umsganze.de

beschließen können; es gibt nur noch eine (Mitwirkungs-)Freiheit *im* demokratischen Prozess, nicht mehr eine Freiheit *gegenüber* dem demokratischen Prozess. Das Ergebnis ist die *totale* Demokratie, in

der der Einzelne voll und ganz Glied des demokratischen Kollektivs ist und die darum notwendigerweise einen totalitären Charakter annimmt“ (Böckenförde 1976, 198f.).

Wie aufgrund der imponierenden Selbständigkeit der demokratischen Ideale und aus ihrem Unterschied zur gesellschaftlichen Realität die Aufmerksamkeit für den kontra-intuitiven Beitrag der Ideale zur Stärkung dieser Realität das Nachsehen hat

10.

Ohne Reibungen der demokratischen Werte mit der Realität zu leugnen, sollte nicht unterschätzt werden, wie ‚*Freiheit*‘ zusammenhängt mit Vereinzelung und gegenseitigem Ausschluss (MEW 1, 364–66), mit der Verpflichtung der Individuen auf „Privatsicherheiten und Privatversicherungen“ (MEW 4, 472), mit der Introspektion und Unterstellung eines individuellen Wesens im Unterschied zur Aufmerksamkeit für das Sein-in-der-Welt (MEW 3, 6f.; MEW 1, 378), mit der Weckung innerer Antriebskräfte *sich* einzubringen (GR 25; Marx 1970, 57) und mit der Interpretation der eigenen Lage aus der Natur des eigenen Willens (GR 543, 157), also der Einheit von Selbstbestimmung, -verantwortung und -bezeichnung. (Vgl. dazu auch Abschnitt 19).

Ohne den Fortschritt gering zu schätzen, den ‚*Gleichheit*‘ gegenüber Privilegien und der Vorstellung von der natürlichen Ungleichheit der Stände darstellt, hat sie eben auch zu tun mit Gleichgültigkeit, mit Auswechselbarkeit, mit Vergleichung vor einem abstrakten Dritten (vgl. GR 79, 159, 912) und mit der staatlichen Freigabe der Verfolgung subjektiver Zwecke der Bürger ungeachtet der Verfügung über die materiellen Bedingungen ihrer Verwirklichung. Sie fallen außerhalb des Gewährleistungsbereichs des Grundrechts auf Gleichheit, das sich weniger für die Verteilung des Reichtums als für deren Form interessiert. – Auf den wechselseitigen und freien Händewechsel des Eigentums kommt es im Recht an (vgl. Tuschling 1976).

Wo Eigentum als solches geschützt und seine freie Beweglichkeit getrennt von dafür hinderlichen menschlichen Belangen erhalten werden soll, ist bereits impliziert, dass die Individuen sich der Eigenlogik des abstrakten Reichtums (Kapitalverwertung) unterordnen. Das Kapital als persönliches Eigentum ist nicht nur den Nichteigentümern, sondern auch den Eigentümern fremd. Kapitalismuskritik ist keine Kapitalistenkritik.

Unbegriffen bleibt in der linken Wertschätzung der Gleichheitsforderung, dass die Aneignung des Mehrprodukts *nicht* mehr wie unter vorkapitalistischen Verhältnissen direkt vom juristischen Privileg und der politischen Gewalt abhängt. Insofern bedeutet auch die Ausdehnung politischer und juristischer Rechte nicht jene Gefahr, vor der sich die feudalen Herren noch fürchten mussten (Wood 1988, 13, s. a. Wood 1982).

Die Skandalisierung von Macht und Herrschaft übersieht die den Kapitalismus charakterisierende reale Verkehrung. Die Realfiktionen, die alle Akteure im Kapitalismus *nolens volens* praktisch teilen (Waren-, Lohn-, Kapital- und Zinsfetisch), kulminieren darin, die Beteiligten nicht als entgegengesetzte Klassen auftreten zu lassen, sondern als Eigentümer der ihnen zur Verfügung stehenden Waren: Arbeitskraft, Kapital, Grund und Boden (vgl. a. Abschnitt 4). Der demokratische Rechtsstaat bestätigt juristisch die derart konstituierte *Gleichheit* (der verschiedenen ‚Produktionsfaktoren‘ in ihrer Konkurrenz um die Verteilung des gesellschaftlichen ‚Kuchens‘¹¹) und die *Freiheit* der Privateigentümer, das Interesse an der Verwertung der eigenen Einkommensquelle zu verfolgen. Die Gleichheit im Warentausch schlägt durch die diese Gleichheit nichts angehenden stofflichen Unterschiede zwischen den verschiedenen ‚Produktionsfaktoren‘ in die Überordnung des Kapitals über das Mittel seiner Verwertung, die Lohnarbeit, um. Wie bei den anderen Mystifikationen handelt es sich bei dieser ‚Verdrehung und Verkehrung (um) eine wirkliche, keine bloß gemeinte, bloß in der Vorstellung der Arbeiter und Kapitalisten existierende“ (GR 716). Der demokratische Rechtsstaat fußt auf dem Resultat der gesellschaftlichen ‚Oberfläche‘ (vgl. das Ende des dritten Bandes des ‚Kapitals‘), auf der sich Kapital, Boden und Arbeit „fremd und gleichgültig, als bloß verschieden, ohne Gegensatz“ gegenüber stehen. „Sie stehen also in keinem feindlichen, weil überhaupt in keinem inneren Zusammenhang“ (MEW 26.3, 493). Der

demokratische Rechtsstaat garantiert die Garantie der Gleichheit der Beteiligten, indem er die Gerechtigkeit zwischen ihnen (vgl. Creydt 2005) gegenüber Willkür, Privilegien und Monopol durchsetzt und auf lange Sicht keinem einzelnen Kapital besonderen Einfluss gestattet, sondern Kapital, Lohnarbeit und alle anderen Akteure dem *System* des Privateigentums unterordnet und den Übergang aus den Gegensätzen der Sonderinteressen zueinander zu systeminkompatiblen Methoden der Interessenverfolgung bekämpft. Erst durch die Orientierung an dieser Gleichheit sichert der – auch deshalb als eigene unabhängige und selbständige Gestalt existierende – demokratische Rechtsstaat die allen Beteiligten als zwar unterschiedlich schmerzlich, aber unvermeidbar, notwendig und fruchtbar erscheinende Überordnung des Kapitals über die Arbeit *und* der Kapitale unter die Logik des Kapitals. Die unmittelbar auf Macht- und Herrschaftskritik ausgerichtete Kritik ignoriert, wie sich der Kummer über Ungleichheiten der übergeordneten Gleichheit aller Akteure in der Orientierung an der Notwendigkeit, Effizienz und Fruchtbarkeit des Kapitalismus unterordnet – praktisch *und* im Bewusstsein der Betroffenen.

11.

Die Demokratie ermöglicht Rede-, Meinungs- und Versammlungsfreiheit, aber befreit die Leute nicht von gesellschaftlichen Strukturen, die weitgehend verhindern, dass sie *einander* etwas zu sagen haben, weil sie *in der Welt real* nichts zu sagen haben. Die Demokratie abstrahiert vom subalternen Zustand der Arbeit, der die in ihr Tätigen so borniert, abstumpft und ermüdet, dass meist für alles, was die unmittelbare ‚Lebensbewältigung‘ sowie die zu ihr komplementären Zerstreungen übersteigt, wenig Zeit und noch weniger Sinn bleibt. Die Muskeln der Auseinandersetzung mit der Welt verkümmern, solange jene nur einen selten ausgeübten Nebenberuf darstellt (vornehmlich in der Stimm-Abgabe bei Wahlen).

Mit der Meinungsfreiheit sieht sich das Individuum dazu herausgefordert, die Armut seines Seins in der Welt schon aus Subjektstolz sich nicht zu vergegenwärtigen. Seine Inkompetenz und Subalternität¹² bilden kein Hindernis des Politisierens, sondern ein sich selbst immunisierendes Gerede. In der Ferne zu seinen Gegenständen treiben Phantastik und imaginärer ‚Durchblick‘ ungeahnte Blü-

iz3w ▶ Zeitschrift zwischen Nord und Süd



302

Reloaded – Internationaler Dokumentarfilm

Außerdem: ▶ Kritisches zum Dalai Lama ▶ Heimatkunst in Kreuzberg
▶ Betrachtungen zur documenta ▶ Management der Migration ...

Einzelpreis €5,30

iz3w ▶ Telefon (0049)+761-740 03
info@iz3w.org · www.iz3w.org

ten – der „Deutungsfuror“ als „Stigma der Entmächtigten“ (Anders 1993, 81). Ein Beitrag der Demokratie zur Subjektwerdung der Individuen besteht in der Vervielfachung der Gelegenheiten, sich über politische Meinungen als wenigstens virtuelles Subjekt aufzufassen („Wenn ich etwas zu sagen hätte...“) und vom eigenen Bewusstseinsvermögen (inkl. formeller Kritikfähigkeit) ebenso Zeugnis abzulegen wie von Unabhängigkeit und Autonomie. „Das Prinzip der modernen Staaten hat diese ungeheure Stärke und Tiefe, das Prinzip der Subjektivität sich zum selbständigen Extreme der persönlichen Besonderheit vollenden zu lassen und zugleich es in die substantielle Einheit zurückzuführen und so in ihm selbst diese zu erhalten“ (Hegel 7, 407, s. a. 485).

12.

Die Auffassung der gesellschaftlichen Realität als Schranke der Verwirklichung der demokratischen Ideale verkennt den *inhaltlich bestimmten* (und kontra-intuitiven) Beitrag der Ideale zur Reproduktion der sich (nur) scheinbar zu den Idealen im Gegensatz befindenden gesellschaftlichen Objektivität. Ein hässlicher Nachteil von Werten und Idealen ist, dass man oftmals „in dem Maß, wie der Schatten Gestalt annimmt, bemerkt, dass diese Gestalt, weit entfernt, ihre erträumte Verklärung zu sein, just die gegenwärtige Gestalt der Gesellschaft ist“ (MEW 4, 105). Wer die Mängel der Demokratie als Resultat mangelhafter Umsetzung demokratischer Ide-

ale auffasst, bewegt sich jenseits der Vergegenwärtigung der Grenzen der Demokratie in einem Diskurs, der die Aufmerksamkeit verschiebt hin zur Würdigung des Idealehabens überhaupt (erfreulich gegenüber dem perspektivlosen Alltag) und dann komplementär des Realitätssinnes (erfreulich gegenüber der idealbeflissenen Abgehobenheit). Die Diskrepanz zwischen Ideal und Realität erscheint menschlich-allzumenschlich als Dualismus zwischen Sonn- und Werktag, zwischen willigem Geist und schwachem Fleisch. Die empirisch mancher Unzulänglichkeit überführte real existierende Demokratie feiert in ihrer Idealform ihre Unkritisierbarkeit. Die Devise lautet dann: „Eigentlich bin ich ganz anders, ich komme nur so selten dazu“ (Ödon von Horvath).

Die Fokussierung auf die Schranken der Demokratie zulasten ihrer Grenzen ignoriert den Unterschied zwischen Schranke und Grenze: Bestimmte Eigenschaften sind einer Sache notwendig, andere nicht. Für Eigenschaften, die den notwendigen Eigenschaften der bestimmten Sache widersprechen, brauche ich eine *andere* Sache, die thematisierte Sache hat hier ihre Grenze. Schranke heißt: Dass die Sache bestimmte Eigenschaften empirisch nicht hat, findet sich nicht wesentlich in ihr begründet, in ihrer Grenze. Vielmehr wird sie (im Horizont des Begriffes ‚Schranke‘) durch äußere Umstände von diesen Eigenschaften abgehalten, von ihnen abgehalten, beschränkt. Die beschränkte Sache lässt sich erweitern, die begrenzte nicht.

Anmerkungen

- 1 Demgegenüber ist in der Linken die Auffassung weit verbreitet: „Das Prinzip der Demokratie kann auf alle Bereiche der Gesellschaft ausgedehnt und damit zum Sozialismus erweitert werden“ (Kühnl 1977, 75).
- 2 „Die vermittelnde Bewegung der austauschenden Menschen ist ... keine gesellschaftliche, keine menschliche Bewegung, kein menschliches Verhältnis, es ist das abstrakte Verhältnis des Privateigentums zum Privateigentum, und dies abstrakte Verhältnis ist der Wert“ (MEW-Erg.bd. 1, 446f.). Wo diese „vermittelnde Tätigkeit selbst entäußert“ ist, missraten „die Beziehung selbst der Sachen“ und „die menschliche Operation mit denselben ... zur Operation eines Wesens außer dem Menschen und über dem Menschen“ (ebd.).
- 3 „Das Gesetz der Arbeitsteilung ist es also, was der Klassenteilung zugrunde liegt“ (MEW 20, 262).

- 4 Vgl. zu ihrer Unreduzierbarkeit aufeinander und zur kapitalistischen Überdeterminierung der Moderne Creydt 2000.
- 5 Der „Zwang der ökonomischen Verhältnisse“ ist „stumm“ und „für den gewöhnlichen Gang der Dinge kann der Arbeiter den ‚Naturgesetzen der Produktion‘ überlassen bleiben, d. h. seiner aus den Produktionsbedingungen selbst entspringenden, durch sie garantierten und verewigten Abhängigkeit vom Kapital“ (MEW 23, 765).
- 6 „Es ist also nicht der Mensch, der sich selbst über die Realität täuscht, es ist die Realität, die ihn dadurch täuscht, dass sie unvermeidlich in einer Form erscheint, die sich dem spontanen Bewusstsein der in der Geschäftswelt lebenden Menschen auf verdrehte Weise zeigt und verbirgt“ (Godelier 1977, 170).
- 7 In der Willkür ist „beides enthalten, die freie von allem abstrahierende Reflexion und die Abhängigkeit von dem innerlich oder äußerlich gegebenen Inhalte und Stoffe“ (Hegel 7, § 15).
- 8 Ich zitiere Wirth um zu zeigen, dass der gegenüber der deutschen ‚Staatsableitungsdiskussion‘ der 70er Jahre beliebte Vorwurf des Funktionalismus das damalige Problembewusstsein nicht trifft. Zu ihm gehört auch die Unterscheidung zwischen Form- und Realanalyse und die Verortung der ‚Staatsableitung‘ auf dem Abstraktionsniveau des Formwissens.
- 9 Bischoff und Detje (1990, 19) bemühen „Unternehmenssubventionen, Steuererleichterungen und Exportförderungen“ und „Regelungen des Arbeits- und Sozialrechts sowie die Auswirkungen der diversen sozialstaatlichen Transfers“, um zu behaupten: „Schon jetzt wird die Gewinnsteuerung gesellschaftlich in eine entsprechende Richtung gesteuert und gelenkt. Es ist daher möglich, die Effizienz, Kreativität und Innovationskraft des wirtschaftlichen Wettbewerbs über eine gesellschaftliche Steuerung auch für andere Zielsetzungen als für die Verfestigung einer überlieferten Macht- und Einkommensstruktur einzusetzen.“
- 10 Vgl. Preuß 1973, 96-98. Vgl. a. Krölls 1988, 252ff.
- 11 „Soweit ein Gegensatz zwischen ihnen stattfindet, entspringt er bloß aus der Konkurrenz, welcher der Agenten mehr vom Produkt sich aneignen soll, vom Wert, den sie zusammen schufen...“ (MEW 26.3, 493).
- 12 „Normalerweise teilen die großen politischen Fragen im Seelenhaushalt des typischen Bürgers den Platz mit jenen Mußstunden-Interessen, die nicht den Rang von Liebhabereien erreicht haben, und mit den Gegenständen der verantwortungslosen ‚Konversation‘. ... Dieser reduzierte Wirklichkeitssinn erklärt nun nicht nur ein reduziertes Verantwortungsgefühl, sondern auch den Mangel an wirksamer

Willensäußerung. Jedermann hat natürlich seine eigenen Phrasen, seine Begehren, seine Wunschträume und seine Beschwerden; namentlich besitzt jedermann seine Vorlieben und seine Abneigungen: Aber gewöhnlich entspricht dies nicht dem, was wir einen Willen nennen – das psychische Gegenstück zu ziel- und verantwortungsbewusstem Handeln. De facto gibt es für den privaten Bürger, der über nationale Angelegenheiten nachsinnt, keinen Spielraum für einen solchen Willen und keine Aufgabe, an der er sich entwickeln könnte“ (Schumpeter 1950, 414f.).

Literatur

- Adorno, Theodor W. 1958: *Philosophie der neuen Musik*. Frankfurt am Main
- Anders, Günther 1993: *Mensch ohne Welt – Schriften zur Kunst und Literatur*. München
- d'Arcais, Paolo Flores 2004: *Die Demokratie beim Wort nehmen*. Berlin
- Beck, Ulrich 1986: *Die Risikogesellschaft*. Frankfurt am Main
- Bischoff, Joachim; Detje, Richard 1990: *Historisches Erbe und moderner Sozialismus*. In: *Sozialismus H. 9*
- Blanke, Bernhard; Jürgens, Ulrich, Kastendiek, Hans 1975: *Kritik der Politischen Wissenschaft*. Frankfurt am Main
- Böckenförde, Ernst-Wolfgang 1976: *Staat, Gesellschaft, Freiheit*. Frankfurt am Main
- Coletti, Lucio 1971: *Bernstein und der Marxismus der Zweiten Internationale*. Frankfurt am Main
- Creydt, Meinhard 1989: *Die (Selbst-)Absorption kritischer Öffentlichkeit*. In: Hirschfeld, Dieter; Debatin, Bernhard (Hg.): *Antinomien der Öffentlichkeit*. Berlin
- Ders. 2000: *Theorie gesellschaftlicher Müdigkeit*. Frankfurt am Main
- Ders. 2001: *Partizipatorische Planung und Sozialisierung des Marktes. Aktuelle Modelle in der angelsächsischen Diskussion*. In: *Widerspruch (Zürich)*, Bd. 40, 2001, Berliner Debatte Initial Nr. 3, 2001
- Ders. 2003: *Die institutionellen Strukturen nachkapitalistischer Gesellschaften*. In: Olaf Reissig u. a. (Hg.): *Mit Marx ins 21. Jahrhundert*. Hamburg
- Ders. 2005: *Das Elend der Gerechtigkeit – Gerechtigkeit als normatives Pendant sozialen Elends*. In: *Streifzüge* 34, Wien
- Ders. 2005a: *Kibbuz und nachkapitalistische Sozialstrukturen*. In: *Streifzüge* Nr. 35, Wien; *Sozialistische Hefte*, Nr. 9, Köln, 2005, *Graswurzelrevolution*, Nr. 305, 34. Jg., Münster 2006; *Contraste* Nr. 257, 23. Jg., Heidelberg
- Ders. 2006: *Die Überwindung des Weltmarkts*. In: *Bruchlinien* Nr. 17, 5. Jg., Wien
- Ders. 2006a: *Die Befreiung der Arbeit*. In: *Utopie kreativ* Bd. 7/8
- Meine Artikel sind im Netz verfügbar auf der Seite www.meinhard-creydt.de/cms.
- Demirovic, Alex 1988: *Die Demokratietheorie von Marx*. In: *Das Argument*, H. 172, 30. Jg.
- Ders. 1991: *Zivilgesellschaft, Öffentlichkeit, Demokratie*. In: *Das Argument*, H. 195
- Ders. 1999: *Der nonkonformistische Intellektuelle*. Frankfurt am Main
- Errata – *Zeitschrift für kritische Sozialität*. Düsseldorf 1976-1981
- Finckh, Ulrich u. a. (Hg.) 1997: *Grundrechtreport*. Reinbek bei Hamburg
- Furedi, Frank 1997: *New Britain – Eine Nation der Opfer*. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Jg. 42
- Gebser, Jean 1973: *Ursprung und Gegenwart*. München
- Gerhardt, Volker 1990: *Politisches Handeln*. In: Ders. (Hg.): *Der Begriff der Politik*. Stuttgart
- Godelier, Maurice 1977: *Perspectives in Marxist Anthropology*. New York
- GR: Marx, Karl: *Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie*. Berlin 1974
- Habermas, Jürgen 1985: *Die Neue Unübersichtlichkeit*. Frankfurt am Main
- Haug, Wolfgang Fritz 1993: *Elemente einer Theorie des Ideologischen*. Hamburg
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich :*Werke*. Hg. von Moldenhauer/Michel. Frankfurt am Main 1971
- Hirschman, Albert O. 1984: *Engagement und Enttäuschung. Über das Schwanken der Bürger zwischen Privatwohl und Gemeinwohl*. Frankfurt am Main
- Horkheimer, Max 1974: *Zur Kritik der instrumentellen Vernunft*. Frankfurt am Main
- Kilian, Hans 1971: *Das enteignete Bewusstsein*. Neuwied
- Kitschelt, Herbert 1985: *Materiale Politisierung der Produktion*. In: *Zeitschrift für Soziologie*. Jg. 14
- Kriele, Martin 1994: *Einführung in die Staatslehre*. Opladen
- Krockow, Christian Graf von 1987: *Politik und menschliche Natur – Dämme gegen die Selbsterstörung*. Stuttgart
- Krölls, Albert 1988: *Das Grundgesetz als Verfassung des staatlich organisierten Kapitalismus*. Wiesbaden
- Leinemann, Jürgen 2004: *Höhenrausch – die wirklichkeitsleere Welt der Politiker*. München
- Lindblom, Charles E. 1983: *Jenseits von Markt und Staat*. Frankfurt am Main
- Lübbe, Hermann 2001: *Zeichen-Setzen. Funktionen symbolischer Politik in der modernen Demokratie*. In: Ders.: *Politik nach der Aufklärung. Philosophische Aufsätze*. München
- Luhmann, Niklas 1969: *Legitimation durch Verfahren*. Neuwied und Berlin
- Lukes, Steven 1996: *Fünf Fabeln über Menschenrechte*. In: Shute, Hurley 1996
- Luxemburg, Rosa 1970: *Sozialreform oder Revolution*. In: Dies.: *Schriften zur Theorie der Spontaneität* (Hg. v. S. Hillmann). Reinbek
- Marx, Karl 1970: *Resultate des unmittelbaren Produktionsprozesses*. Frankfurt am Main
- Merleau-Ponty, Maurice 1976: *Humanismus und Terror*. Frankfurt am Main
- MEW: Marx-Engels-Werke. Ost-Berlin
- Narr, Wolf-Dieter 1984: *Aktive Resignation – Zur Praxis der Menschenrechte*. In: *Vorgänge*, H. 70. München
- Narr, Wolf-Dieter; Roth, Roland 1996: *Wider die verhängnisvolle Bescheidenheit. Teil 2*. In: *Prokla*, H. 103
- NN 1922: *Das demokratische Prinzip*. In: *Rassegna Comunista. Theoretische Zeitschrift der KP Italiens*, Februar 1922. Wieder veröffentlicht in: *Kommunistisches Programm – Bulletin der Internationalen Kommunistischen Partei*, Berlin 1975, H. 17
- Offe, Claus 1972 : *Politische Herrschaft und Klassenherrschaft*. In: G. Kress und D. Senghaas, *Politikwissenschaft*. Frankfurt am Main
- Ders. 1989: *Bindung, Fessel, Bremse*. In: Honneth, Axel u. a. (Hg.): *Zwischenbetrachtungen. Im Prozess der Aufklärung*. Frankfurt am Main
- Ders. 1996: *Moderne ‚Barbarei‘: Der Naturzustand im Kleinformat*. In: Miller, Max; Soeffner, Hans-Georg (Hg.): *Modernität und Barbarei*. Frankfurt am Main
- Preuß, U. K. 1973: *Legalität und Pluralismus*. Frankfurt am Main
- Schumpeter, Joseph A. 1950: *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*. Tübingen
- Shute, Stephen; Hurley, Susan (Hg.) 1996: *Die Idee der Menschenrechte*. Frankfurt am Main
- Supek, Rudi 1978: *Arbeiter selbstverwaltung und sozialistische Demokratie*. (Zagreb 1974) Hannover
- Theunissen, Michael 1981: *Selbstverwirklichung und Allgemeinheit*. Berlin
- Tuschling, Bernhard 1976: *Rechtsform und Produktionsverhältnisse*. Frankfurt am Main
- Vilmar, Fritz; Runge, Brigitte 1986: *Auf dem Weg zur Selbsthilfegesellschaft?* Essen
- Wiesenthal, Helmut 1991: *Gestaltung ohne Mehrheit*. In: *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen*. H. 1, Jg. 4
- Wirth, Margaret 1973: *Zur Theorie des staatsmonopolistischen Kapitalismus*. In: *Prokla*, H. 8/9
- Wood, Ellen Meiksins 1982: *Die Trennung von Ökonomie und Politik*. In: *Das Argument*, H. 131, 24. Jg.
- Wood, Ellen Meiksins 1988: *Capitalism and Human emancipation*. In: *New Left Review*, Nr. 167

2. Teil folgt in der nächsten Ausgabe.

Ausgelitten

FLORIAN FELIX WEYH THERAPIERT DIE DEMOKRATIE ZU TODE

von Franz Schandl

Das Unbehagen an der Demokratie ist evident. Nur, worin besteht es? Zweifellos ist es nötig zu fragen, was Demokratie ist, woher sie kommt, was sie kann, wie sie funktioniert, wo ihre Integrationskraft und wo ihre Schwächen liegen. Doch macht Florian Felix Weyh das? Nein, für ihn steht die Demokratie außerhalb der Debatte: „Vielmehr dürfen wir sie mit guten Gründen als Ende aller Zivilisationsentwicklung betrachten“ (S. 31), schreibt er. „Die deutsche Nachkriegsdemokratie ist ein Erfolgsmodell sondergleichen. Sie hat uns Frieden, Wohlstand und Stabilität beschert. An ihrer Kontinuität ist nicht zu zweifeln.“ (S. 25) Demokratie wird umso frenetischer bejubelt, je mehr alle ihre Instrumente in Misskredit geraten sind. So auch in diesem Band. Nicht die Demokratie wird diskutiert, sondern ausschließlich deren Wahlverfahren.

Alles, was der Markt an Reformvorschlägen in den letzten Jahrzehnten aufzubieten hatte, findet sich auch bei Weyh. Er ist wie ein großer Recycler. Stets geht es um konkrete Maßnahmen, die der Demokratie wieder neues Leben einhauchen sollen. Diese Vorschläge, frisch verpackt, werden als „Heilversuche“ vorgestellt, aufbereitet in diversen Behandlungsgesprächen zwischen einem Therapeuten und seiner Patientin, die angeblich unter einer Demokratiphobie leidet. Altkluger Monologe und abgeschmackte Dialoge wechseln einander ab.

Mastkur

Angeregt wird etwa die Schaffung einer Eventualstimme, die, sollte die erstgewählte Partei leer ausgehen, der zweiten Präferenzpartei zugerechnet wird. (S. 45) Eingetretene wird für das freie Mandat (S. 50), für das Persönlichkeitswahlrecht, für Abwahlreferenden (S. 114f.) und für Kinderstimmen, die den Eltern zufallen. (S. 171) Natürlich ist Weyh auch ein Vertreter des Mehrheitswahlrechts. (S. 73f.) Die Gesamtzahl der Mandate sollte sich nach der Wahlbeteiligung richten (S. 96), das Stimmgewicht eines Abgeordneten nach den Stimmen, die er lukriert hat. Plädiert wird für gesonderte Landesparteien. Kandidaten der Landespartei dürfen nicht für eine

Bundespartei kandidieren, und vice versa. „Damit würde wieder zwischen Bundes- und Landesinteressen getrennt.“ (S. 78)

Empfohlen werden des Weiteren auch Negativstimmen gegen einzelne Parteien, die als Abzüge geltend gemacht werden sollen (S. 117). Nur, was tun mit Parteien, die mehr Negativstimmen haben als Positivstimmen? Sind die dann rausgewählt? Lediglich so dürfte man den Souverän interpretieren. Minderheitenfreundlich ist das nicht. Aber selbst Großparteien könnten zum Handkuss kommen, wenn ihre Wähler ihre Positivstimmen mit Negativstimmen für die Hauptkontrahentin kombinieren. Das liegt in der Natur der Sache, würde sich gegenseitig aufschaukeln. Daher schlägt Weyh wohl vor, dass die Negativstimme nur die Hälfte einer Positivstimme zählen soll. Aber wie begründet man die Ungleichwertigkeit? Wir könnten diesen Katalog der Fragen und Einwände fortsetzen und diverse andere ebenfalls vorbringen.

Halten wir nur kurz inne und stellen uns Folgendes vor: Ich gehe wählen. Ich gebe einer Liste die Stimme, einigen Kandidaten eine Vorzugsstimme, einer zweiten Partei eine Eventualstimme und einer dritten eine Negativstimme. Außerdem verfüge ich über zweieinhalb Stimmen: meine und eineinhalb für die auf Vater und Mutter aufgeteilten Kinder. Habe ich nun zweieinhalb Stimmzettel oder nur einen, der zweieinhalbfach zählt?!? Man stelle sich weiters vor, ich muss im gleichen Wahlgang ein Abwahlreferendum beantworten. Da muss ich besonders aufpassen, wird doch die positive Stimme negativ (für die Abwahl) und die negative positiv (für den Verbleib). Kurzum: Die Gefahr falsch zu wählen oder den Stimmzettel ungültig auszufüllen, wächst exorbitant an.

„Wie wähle ich richtig, ohne mich zu verwählen?“, da werden nicht nur Oma und Opa nervös. Schon der Wahlakt des Einzelnen würde aufwendige Vorbereitungen erfordern und ein Vielfaches an Zeit beanspruchen, auch an der Urne. Von der Auszählung ganz zu schweigen. Oder wählen wir dann alle via Netz? Und die Trojaner gleich mit? Erledigen wir alles per Mouse-Click? Und was, wenn die Computer gerade am Wahltag abstürzen?

So was soll vorkommen. Wählen wird zu einem taktischen Manöver. Wahrscheinlich müsste man die Abstimmenden mit speziellen Taschenrechnern ausstatten, auf dass sie ihre Voten vorausberechnen können. Auch Volkshochschulen oder Parteiakademien würden neue Betätigungsfelder finden. Und für neu gegründete Demokratieberatungsagenturen eröffneten sich lukrative Geschäftsfelder.

Weyh möchte auch weg vom Prinzip territorialer Wahlkreise: „An ihre Stelle werden funktionale Wahlkreise gesetzt, (...) virtuelle Elektorate. Wer immer sich um einen Bundestagsitz bewirbt, bekommt solch ein virtuelles Elektorat zugesprochen, das sich in seinen wichtigsten Kennzahlen nicht vom Elektorat anderer Kandidaten unterscheidet. Zudem werden stets gleich viele Kandidaten je Elektorat zugelassen, so dass auch dieser Verzerrungsfaktor der bisherigen Mehrheitswahl entfällt.“ (S. 89) Als Kennzahlen nennt er: Altersdurchschnitt, Geschlechterparität, Religionszugehörigkeit, Einkommensverteilung, Bildungshöhe, Internetbenutzer, Transfergeldabhängige. „Technisch wäre das jedenfalls kein Problem.“ (S. 90) Ganz schön gläsern diese virtuell aufgeräumten Bürger.

Die Kommunikation über die Kandidaten müsste sich demgemäß ebenfalls in den virtuellen Raum verlagern, ja sie kann überhaupt nur dort stattfinden. In Büro und Fabrik, in Familie oder Gaststätte geht das nicht mehr. Wähler und Wählbare werden zu amorphen Atomen. Kriterien der Entscheidung werden nur noch von der kulturindustriellen Potenz abhängig sein. Da tut sich der Bauer aus der Flensburger Gegend doch um einiges schwerer als die hübsche Landrätin aus Fürth. Er ist zwar ein kompetenter Fachmann für sämtliche landwirtschaftliche Anliegen inklusive EU-Förderungen, bekannt aber nur vor Ort und in den zuständigen Parteigremien; sie hingegen ist auf allen Kanälen und in allen Gazetten. Da hängt es dann doch sehr vom Zufall der zugelosten Konkurrenten ab, wer ein Mandat erreicht und wer nicht.

Die Qualität der Parteien besteht darin, dass sie ein Ensemble bilden, das über die Fähigkeiten ihrer Leute bzw. die Anforde-

rungen der politischen Aufgaben Bescheid weiß. Bei Wahlen werden nicht nur Personen gewählt, sondern mit diesen auch diverse Aufgabengebiete verbunden und Funktionen besetzt. Immer wird versucht, Listen diesbezüglich auszutarieren. Parteien sind heute der einzige resistente Faktor, der verhindert, dass Wahlen ausschließlich analog medialer Quoten laufen, dass Parlamente nicht reine Promi-Chart-Ligen werden. Entscheidet allein das kulturindustrielle Vermögen, sind bestimmte Typen und Experten draußen, sofern sie nicht eine gewisse Anzahl populistischer Auftritte vorweisen können. Das ist übrigens auch der Grund, warum Parteien heute zusehends Quereinsteiger in die politische Arena schicken. Sie nutzen den Bekanntheitsgrad der Promis gleich einem medialen Surplus.

Selbstverständlich schwärmt Weyh vom E-Voting (S. 258). Der Optimismus geht dann sogar soweit, das Parlament durch Volksabstimmungen per Handy zu ersetzen. „Das Volk entscheidet über alle Gesetze und Verordnungen; besondere Termine dafür gibt es nicht, weil eine elektronische Abstimmung kaum Aufwand erfordert. In alter Begrifflichkeit bildet das Volk somit ein riesiges Freizeitparlament, das sich immer dann mit Politik befasst, wenn dies notwendig wird – vielleicht täglich, vielleicht einmal die Woche, vielleicht nur einmal im Monat.“ (S. 265) Genannt wird dieses Outsourcing die „totale Wahl“. (S. 235ff.)

Wie soll man sich das nun praktisch vorstellen? Man stürme frühmorgens Handy oder PC, studiere vier Gesetzesvorlagen und zwanzig Verordnungen und beurteile sie pflichtgemäß als Freizeitparlamentarier? Was passiert mit den nicht Angeschlossenen? Werden die dann ausgeschlossen? Außerdem: Meine Freizeit gehört dem Himbeerbrocken oder dem Tarockieren, sie ist nicht dazu da, dass ich mir Bauverordnungen zur Fassadenhöhe und Erkergröße in Orten bis 1000 Einwohner freiwillig reinziehe. Weder kann ich da durchblicken noch möchte ich da durchblicken können. Warum soll ich müssen?

Hungerkur

Gewinnt man vorerst den Eindruck, hier füttert jemand bürokratische Krokodile, so drängt sich mit zunehmender Seitenzahl das Gefühl auf, die Demokratie der Zukunft habe einem magersüchtigen Model zu gleichen. Erscheint der erste Teil wie eine Aufrüstung des demokratischen Pro-

cederes, so steht der zweite ganz unter dem Diktat des Lean managements. Mästen und fasten lösen sich in dieser Rosskur unvermittelt ab.

Hat Sloterdijk erst unlängst Zornbanken aufgemacht, so bezeichnet Weyh die Parteien als Stimmenbanken. (S. 48) Immer wieder findet sich ein ökonomischer Zungenschlag: „Demokratie muss knapp sein, um Achtung zu genießen“. (S. 139) Mitbestimmung in Wirtschaft, Wissenschaft, Kunst und Erziehung sei ineffizient, „störend, nicht produktiv“ (S. 139). Führung sei unerlässlich (S. 140), man müsse daher für eine „beherzte Kerndemokratisierung“ (S. 140) eintreten. „Man muss sagen, für welche Bereiche Demokratie taugt und für welche nicht.“ (S. 141) War es Ziel der Linken gewesen, die Wirtschaft zu demokratisieren, so findet heute umgekehrt die Ökonomisierung der Politik statt. Auch wenn der Autor es kokett meinen mag, es ist tatsächlich „eher die Konterrevolution“ (S. 185), die er hier anzetteln will.

Weyh gefällt sich in einer affirmativen, durch und durch elitären Haltung. Unmöglich findet er, dass Achtzehnjährigen die demokratische Reife zugestanden wird. Das seien „Mitwirkungsrechte ohne Prüfung“. (S. 143) Doch wie sollte solch ein inhaltlicher Zulassungsbescheid aussehen? Wer stellt ihn aus? Eine Demokratie-Musterungskommission für Youngsters und andere Minderbemittelte? Aber natürlich, es geht um einen „Stimmrechtserwerb“ (S. 151), um eine „Bürgerprüfung“. (S. 151) Die Prüfungsinhalte legt die „Bundesbürgerbank“ (S. 157) fest. Fehlt nur noch die Überlegung, jenen, die dreimal durchfallen, die Staatsbürgerschaft abzuerkennen. Der Pöbel muss ausgeschaltet werden, denn der ist zu blöd zum Wählen. Populisten seien die Profiteure des Gleichheitsgrundsatzes. (S. 144)

„Das Dogma der Zählwertgleichheit – jeder Wähler hat eine Stimme, und jede Stimme zählt gleich viel – lässt sich nur aufrechterhalten, wenn die intellektuellen Voraussetzungen bei allen Wählern nahezu identisch sind. Nur in diesem Fall ist es legitim, Stimmen zu zählen statt zu gewichten.“ (S. 153–154) Mit zunehmendem Alter sollten sich sowieso die Stimmen entwerten, man dürfe die Staaten nicht der „Lemurenperspektive“ (S. 160) aussetzen. Ganz generell hält der Autor die Leute für ungleichwertig. Die Wirtschaft führe ihnen das doch auch täglich vor Augen. Warum sollte das in der Politik nicht gelten? Weyh schlägt nichts anderes vor, als die Demokratie auch formal dem

Markt anzupassen. So könnte man das Wahlrecht etwa ans Steueraufkommen koppeln. (S. 151–152) Wer nichts zur Volkswirtschaft beiträgt, warum sollte man den wählen lassen? Eben.

Dieser Autor ist ein Trendsetter, zweifelsfrei. Sein Anliegen ist die finale Okkupation der Politik durch den Neoliberalismus. „Politik ist existentiell“ (S. 282), verkündet Weyh. „Denn bei aller Politik geht es nur darum, die richtigen Menschen ausfindig zu machen, denen man sich auf Zeit unterwirft. Zufall, Zensus, Abwahl sind dafür die geeigneten Instrumente. Das Wahlprinzip ist an sich mangelhaft.“ (S. 298) Zu guter Letzt hat auch noch Friedrich August von Hayek seinen großen Auftritt. Warum eigentlich so oft wählen, fragt Weyh mit ihm, einmal so um die Lebensmitte reicht vollauf. (S. 287ff.)

ReformGAU

Was noch sagen? Dass er sich mit Max Weber, Hans Kelsen oder Niklas Luhmann gar nicht erst eingelassen hat, darüber hinaus jede Auseinandersetzung mit marxistischer Demokratietheorie fehlt, spricht nur für eins: für die Arroganz des Autors. Das Buch ist kein großer Wurf, weder differenziert, noch tief, von sensibel ganz zu schweigen. Dafür drückt einer mächtig auf die Tube. Was vor allem ärgert, ist diese von sich überzeugte und doch penetrant konsequenzlose Denke, die allein durch sachliche Vorschläge glänzt, ohne Folgen auch nur in Erwägung zu ziehen. Weyh denkt zwar nach, was er sagen könnte, aber er denkt nicht nach, was er gesagt hat. Er gehört zu jener Sorte von Autoren, die Originalität mit Kaltschnäuzigkeit verwechseln.

Die leidende Demokratie hätte ausgelitten, würde man Weyhs therapeutische Ratschläge umsetzen, en detail oder en gros. Die jeweilige Kombination von Überdosis und Entzug hält das stärkste Ross nicht aus. Der Reformstau würde sich zum Reformgau steigern. Aber vielleicht ist sowieso alles ganz anders als der böse Rezensent behauptet und Weyh ist ein besonders gerissener Vertreter der Subversion durch Überaffirmation. Dann wäre der Buchtitel „Die letzte Wahl“ wohl nicht als Warnung, sondern als Wunsch zu lesen.

Florian Felix Weyh: Die letzte Wahl – Therapien für die leidende Demokratie, Eichborn Verlag, Frankfurt am Main 2007, 307 Seiten, geb., 28,30 Euro.

Oppositionelle Kritik gegenüber Herrschaftsdiskursen ist oft nur ritualisiert wahrnehmbar. Inwieweit affirmativen Imperativen überhaupt noch wirksam widersprochen werden kann, diskutieren Jörg Auberg, Tibor Bárci, Isolde Charim, Gerrit Confurius, Rainer Just, Alfred J. Noll, Franz Schandl, Georg Seeßlen und Klaus Siblewski.

WESPENNEST 149: AFFIRMATION

Im gut sortierten Buchhandel oder direkt: Wespennest, Rembrandtstr. 31/4, A-1020 Wien
T: +43-1-332.66.91,
F: +43-1-333.29.70,
www.wespennest.at.
Das Einzelheft kostet EUR 12,-, das Abonnement EUR 36,- (4 Hefte inkl. Versand).

Bestellen Sie ein Probeheft zum halben Preis oder entscheiden Sie sich für ein Abo und wählen Sie als Abogeschenk ein Buch oder eine CD auf unserer Homepage!



AutorInnen

Julian Bierwirth, seit 1975 auf der Welt, seit 2000 in Göttingen. Hauptberuflicher Mächtgern-Weltverbesserer mit Ambitionen, sein im nebenberuflichen Studium der Sozialwissenschaften akkumuliertes Wissen zum Fortgang der emanzipatorischen Transformation zu nutzen. Nach einer theoretischen und praktischen Odyssee schließlich bei der „Gruppe 180° – Für einen neuen Realismus“ gelandet. Schreibt neben anderen auch auf emanzipationoderbarbarei.blogspot.de.

Meinhard Creydt, geb. 1957, Soziologe und Psychologe, lebt in Berlin. Die Gliederung und das Vorwort zu seinem Buch *Theorie gesellschaftlicher Müdigkeit* (Frankfurt am Main 2000) und Artikel zu

Gesellschaftstheorie und Politik finden sich unter www.meinhard-creydt.de/cms
Adresse: M.Creydt@t-online.de.

Hedwig Seyr, lebt seit mehr als einem halben Jahrhundert an der Donau: St. Nikola, Tulln, Wien und Bratislava, wo sie seit fünfzehn Jahren Deutsch als Fremdsprache unterrichtet und damit ihre Familie in Wien ernährt. Gegen Staatsgrenzen, für Fahrräder!

Eske Bockelmann, geb. 1957, lebt in Chemnitz, hat klassische Philologie und Germanistik studiert. Ihm ist die Entdeckung geglückt, die sich nachlesen lässt in einem Buch mit dem Titel: *Im Takt des Geldes*.

AutorInnen aller Ausgaben siehe www.streifzuege.org
unter „Redaktion und AutorInnen“.

Abocounter

Da die Entwicklung der Abos weiterhin recht positiv läuft, können wir auch nächstes Jahr unsere Aborichtpreise halten. Die letzte Preiserhöhung gab es im Herbst 2005!

Mit 1. November halten wir bei 309 Abos, das sind um 15 mehr als am 1. November 2006 oder eine Steigerung um 5,1 Prozent. 324 Abos waren es übrigens zum Jahresende 2006, als Zahlenmetaphysiker der entrischen Art haben wir beschlossen, bis 31. Dezember 333 zu haben. 345 wären noch besser. Oder 366. Bitte mithelfen! Spenden nicht vergessen! Außerdem mögen alle mit einem 7er im Etikett ihr Abo 2008 begleichen. Danke!

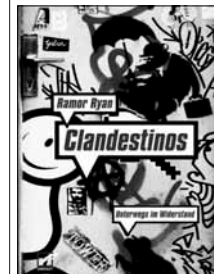
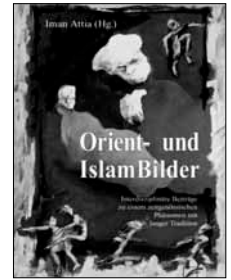
E.S.

E-Mail-Container

Auch die *Streifzüge* verfügen über eine Art Newsletter, genannt E-Mail-Container. Zur Zeit sind darin allerdings nur 170 Menschen befangen, was doch verhältnismäßig wenig ist, vor allem, wenn man bedenkt, dass wir fast doppelt so viele Abos haben. Also, wer Lust hat, gelegentlich von uns belästigt zu werden, der teile uns das bitte mit. Eine E-Mail mit dem Betreff „E-Mail-Container“ an streifzuege@chello.at reicht.

Iman Attia (Hg.)
Orient- und IslamBilder
Interdisziplinäre Beiträge zu Orientalismus und antimuslimischem Rassismus

312 Seiten, 19,80 EUR [D]
ISBN 978-3-89771-466-3



Ramor Ryan
Clandestinos
Unterwegs im Widerstand

256 Seiten, 16,80 EUR [D]
ISBN 9978-3-89771-030-6

Bini Adamczak
gestern – morgen
Über die Einsamkeit kommunistischer Gespenster und die Rekonstruktion der Zukunft

160 Seiten, 12 EUR [D]
ISBN 978-3-89771-465-6



Enzo Traverso
Gebrauchsanleitungen für die Vergangenheit
Geschichte, Erinnerung, Politik

112 Seiten, 14,80 EUR [D]
ISBN 978-3-89771-470-0

Günter Schuler
Wikipedia inside
Die Online-Enzyklopädie und ihre Community

280 Seiten, 18 EUR [D]
ISBN 978-3-89771-463-2



News & Letters
Eingriffe
Aktuelle linke Debatten in den USA über fundamentalismus und Krieg

96 Seiten, 9,80 EUR [D]
ISBN 978-3-89771-471-1

UNRAST Verlag

Postfach 8020 · 48043 Münster

Tel.: (0251) 666-293 Fax: -120

Besuchen Sie uns: www.unrast-verlag.de



Caritas est

Unumgänglich

von Franz Schandl

Hoc intellegunt: Da ist eine große Sehnsucht, und diese Sehnsucht heißt Liebe. „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm“ (1 Joh 4, 16), lesen wir in Punkt 1 der Enzyklika *Deus Caritas est* (in Folge als *DCE* zitiert) von Benedikt XVI. Was der Papst da an Antworten fabriziert, ist zwar dürftig und wenig originell, von ungeheurer Resonanz hingegen ist, welche Fragen er stellt. „Wer die Liebe abschaffen will, ist dabei, den Menschen als Menschen abzuschaffen.“ (*DCE* 28) Ratzinger trifft ins Rote. Worum es ihm geht, ist, „dass das kirchliche Liebeshandeln seine volle Leuchtkraft behält“ (*DCE* 31). Natürlich verbreitete sich das Christentum primär durch Schwert und Feuer, aber seine beständige Attraktion holt(e) es sich aus den Stücken nichterfüllter Liebe. Im Dienst der Liebe, der Diakonie, liegt ihre Anziehungskraft. Diese Caritas ist nicht nur Fürsorge, sie ist *Seelsorge*, und somit alles andere als zu belächeln.

Auch dass Liebe und Verwertung nicht zusammenpassen, weiß Benedetto: „Aber die Art von Verherrlichung des Leibes, die wir heute erleben, ist trügerisch. Der zum ‚Sex‘ degradierte *Eros* wird zur Ware, zur bloßen ‚Sache‘; man kann ihn kaufen und verkaufen, ja, der Mensch selbst wird dabei zur Ware. In Wirklichkeit ist dies gerade nicht das große Ja des Menschen zu seinem Leib. Im Gegenteil: Er betrachtet nun den Leib und die Geschlechtlichkeit als das bloß Materielle an sich, das er kalkulierend einsetzt und ausnützt.“ (*DCE* 5)

Päpstliches Ziel ist aber nicht die freie Assoziation der Menschen untereinander, sondern die „Vereinigung des Menschen mit Gott – der Urtraum des Menschen.“ (*DCE* 10) Ziel ist die Gemeinschaft der Gläubigen. „Gott hat uns zuerst geliebt“ (*DCE* 17; vgl. *Joh* 4, 10). Aus dieser Un-

gleichzeitigkeit folgt sodann die eherne Subordination unter Gott und seine geistlichen Stellvertreter auf Erden. Deren Kirchen sind auch besondere Stätten, nicht nur Stätten der Macht, sondern für die Gläubigen auch Stätten der Selbsterhebung und Selbstermächtigung. Sonderbare Sonderräume, die über die Jahrhunderte hinweg bestehen und so Unvergänglichkeit und Halt suggerieren. Sie sind Zeugnisse oder besser noch: Demonstrationsobjekte einer großen Verzauberung. Was insbesondere die katholische Religion zu bieten hat, ist das Eingehen auf die Sinne der Menschen: *Schauen, Hören, Schmecken, Riechen, Berühren*, alles wird systematisch und variantenreich bedient. Sie befriedigt zwar nicht, aber sie *befriedet* elementare sinnliche Regungen. Sie weiß, was den Leuten abgeht und stopft die Löcher. So gesehen ist Religion eben nicht bloß ein ideologisches Problem.

Wie ist diese Liebe nun zu verstehen? Vor allem nicht als weltliche Begierde oder Vergnügen, sondern als außerweltliche Hoffnung. Was sie prägt und trägt, ist ihre Transzendenz. „Wir haben der Liebe geglaubt“ (*DCE* 1), sagt Ratzinger. Er sagt nicht: „Wir machen Liebe“, das wäre auch unangemessen. *Amor non est nisi in prospectu*. „Der Glaube ist das Gegenteil der Liebe“, schreibt Ludwig Feuerbach, aber gleichzeitig auch ihr verlockendstes Surrogat, würden wir hinzufügen. Die Eminenz der Religion speist sich in vieler Hinsicht auch aus der Nutzung erotischer Energien.

Gerade diese Überhöhung der Liebe zu etwas Heiligem und Geistlichem entwirklicht und entsinnlicht sie. Liebe soll auch gar nicht ihre Fülle entfalten, sie soll fließen in die Kanäle des Herrn: „Darum sollst du den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und

mit ganzer Kraft“. (*Dt* 6, 4-5) Liebe wird ausdrücklich bejaht, um sogleich im Jenseits zu verschwinden. Trotzdem, sie wird anerkannt, nicht a priori verdrängt, sondern erst a posteriori. Darin liegt die Stärke (nicht nur) der (christlichen) Religion. Es ist ein Kreislauf, der von der Anerkennung über die Verklärung zur Verdrängung führt. Immer wieder. *Perpetuum mobile est*.

Die katholische Liebe leitet jedenfalls von der Lust weg: „Sie wird Verzicht, sie wird bereit zum Opfer, ja sie will es.“ (*DCE* 6) Kein Opfer, das nur sich opfern will. Jedes Opfer pocht auch auf die Opferwilligkeit der anderen. Menschen haben Knechte zu bleiben: „Dieses rechte Dienen macht den Helfer demütig“, diktiert Benedikt. „Gott regiert die Welt, nicht wir.“ (*DCE* 35) Geben ist seliger denn Nehmen, verkündet die Kirche, scheinbar eine marktwirtschaftliche Grundregel auf den Kopf stellend. Indes, da ist absolut kein Widerspruch. Diese Hingabe dient der Wegnahme. Hier werden tatsächlich Opfer aufgefördert, sich zu opfern, auf dass sie im Jenseits Entschädigung erfahren.

Gelingende Liebe aber ist genussvolles wie gütiges Zusammenwirken, alles andere als Opfer. Sie ist Geben und Nehmen in Akten gemeinsamen Schöpfens. Im Christentum allerdings bleibt das Schöpfen dem Schöpfer vorbehalten. Der Mensch hingegen, was kann der schon sein? „Der barmherzige Samariter bleibt Maßstab“ (*DCE* 25), sagt Benedict. Nicht Herzlichkeit soll regieren, sondern Barmherzigkeit, nicht Vergnügen, sondern Bescheidenheit. Den Notleidenden soll geholfen werden, aber die Not darf nicht beseitigt werden. Denn aus dieser entwickelt die Kirche Motivation und Elan. Emanzipation ist eben nicht von dieser Welt. Dafür hat sie ein Himmelreich. *Immota sedent cetera*.

Roter Punkt = bitte Abo einzahlen!
P41 = Probenummer, über ein Abo wären wir begeistert!

Diese Ausgabe widmen wir
unserem Freund und Autor

André Gorz

1923-2007

Auszüge aus seinen letzten Briefen
finden sich in dieser Nummer.